Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 31. Oktober 1885. Nr. 44.

Boarischa Gruaß

an den ersten Deutschen Schriftstellertag in Berlin.

No grüaß Enk glei' Gott, allz'samm mitanand —
Wie's da seid's aus unserm liab'n deutsch'n Land —
Es sakrische Herrn vo' da Schriftstellerei!
So siag is recht gern, sixt, da bin i dabei! —
Bal's z'sammhalt'n theats — wia d' Soldat'n in da Schlacht —
Na möcht i wohl wiss'n, wer's Deutschland mürb macht;
Denn wen unsa Herrgott bestimmt, mit da Seda
Sein' Vataland z'deana — 's konn's aa net a Jeda —
Der muaß sein' Beruf mit'n Herz'n erfass'n; —
Na' seit si' aa Nixn — da konnst Di valass'n! —
Wia's Deutschland is eini wor'n, dees war a Sreud',
Alls geht auf Berlin zua, und 's hat aa Koan' g'reut;
Doch sixtas, da Kaiserstadt muaß's scho' bal' scheina,
„Dee Herrn vo' da Seda — dee trau'n si' net eina!"
Jatz sans aba kema und jatz woll'ns beweis'n,
Daß aa zu dee Leut g'hör'n — net unters alt' Eis'n;
No freili, da Sprutz, der bleibt g'scheidta weg,
Nur Manna mit Herz'n am richtinga Sleck,
Dee brauch' ma heunt da und dee soll'n dischbatirn,
Denn schau, um sei' Recht derf heunt Jeda si' wihrn.
Drum soll Koana z'ruckhalt'n, was er si' denkt,
Wer heuntzutag di Wahrheit sagt, werd nimma g'henkt,
Und konn eam aa sunst allahand no' passir'n
— Dees, sagt ma, soll's geb'n — nur an Muath net valier'n;
's Wort frisch von da Leber, im Herz'n a Schneid'
Und wennst aa moanst „g'feit is", 's is dengersicht net g'feit; —
A Jeda thuat mit, wenn i aufsteh' und schrei:
„Hoch Deutsches Reich und Dei' Schriftstellerei!

Peter Auzinger.

Plaudern wir!

Kleine Feuillekons von B. von Suttner.

Eigentlich sollte man den Mund nur aufthun, wenn man etwas zu sagen hat. Dieser Fall kommt aber für unsere große Redseligkeit viel zu selten vor, als daß man sich darauf beschränken sollte. Wir benützen deßhalb zum Ausdruck des Nichtssagenden noch die verschiedensten Weisen: wir sprechen, reden, perorieren, predigen daher — und fehlt dem Geschnatter auch noch der Schein des Zusammenhanges, so wird es Geplauder genannt und gewöhnlich als „liebenswürdig" bezeichnet. Denn das Unzusammenhängende ist eine Form der Freiheit, und diese ist doch unbestreitbar liebenswürdig. — Also: „plaudern wir!"

*

Es ist weiter keine Kunst. Sofern der glatte Uebergang von einer Idee zur andern fehlt, oder wenn gar die Ideen selbst ins Stocken geraten (kommt häufiger vor, als die Autoren gern eingestehen), so giebt es ein Verfahren, das allen Verlegenheiten abhilft und dabei das Auge des Lesers ruheladend anmutet: man macht ein Sternchen.

*

Was das Phantasieren für den Klavierspieler, das Flanieren für den Spaziergänger, das Schäkern für den Verliebten, das ist das Plaudern für den Wortführer. Da es jedoch wenig liebenswürdig ist, von sich selbst zu sprechen, so soll eine Plauderei plaudern, was sie will — nur vom Plaudern nicht.

*

Und womöglich auch von den sogenannten Aktualitäten nicht. Die gewissen Tagesfragen und Tagesereignisse, die durch alle Zeitungen sich seegeschlängelt haben, dann nochmals im Feuilleton besprechen, ist zwar ein sehr naheliegendes und bequemes Verfahren; aber es ist dann mehr Klatschbaserei als Geplauder. Denn die ganze zivilisierte Welt gleicht in einer Hinsicht einer großen Kaffeegesellschaft, wo die sensationellen Heirats-, Theater-, Skandal-, Mord- und andere Geschichten eifrig beklatscht werden. Was der Nachbar treibt, wie seine Finanzen stehen und was sonst im Ort geschieht, das wird hier auch erzählt und kommentiert; nur mit dem Unterschied, daß der Mahdi von Sudan, der Präsident der Vereinigten Staaten, der Kanzler des deutschen Reichs, der Tenor der Wiener Oper und der neueste Kandidat der französischen Akademie auch mit zu den Nachbarn zählen, und daß der betreffende Ort nicht Krähwinkel, sondern „Erde" heißt. Der Klatschkreis ist ein größerer, aber das Verfahren ist das gleiche. „Wissen Sie schon?" „Haben Sie schon gehört?" und — „Was sagen Sie dazu?" — „Aber nein, so etwas!" Und es werden Augen verdreht, Achseln gezuckt, Parteien für und wider gebildet; man hat dies und jenes vorausgesehen, prophezeit auch wieder das Ende, das die ganze Geschichte nehmen muß — — und das ist der kosmopolitische Klatsch, als dessen Emblem — statt des Kaffeetisches — der Zeitungstisch gelten mag.

Aber, Gott sei Dank, es giebt doch Salons und Kaminecken und Stammkneipen, wo kein Milchkaffee getrunken, und dabei nicht geklatscht, sondern wo richtig geplaudert wird. Das heißt, wo die Ereignisse der Umgebung, die Schicksale des Peter und Paul links liegen gelassen werden und das Wort sich frei ergeht auf dem ganzen Gebiet des Gedankens, wo Vergangenes und Künftiges und nie Geschehenes in die Unterhaltung gezogen wird.

*

Und wir, die Schreiber und Leser dieses Blattes sind eine kleine, erlesene „Gesellschaft" beisammen, deren Interessen einen weiteren Kreis haben, als den europäisch-amerikanisch-ägyptisch-tonkinger Klatsch. Nur so weit wir an die Tagesereignisse Betrachtungen über den Weltgang knüpfen können, sind uns dieselben von Belang. Wenn wir

uns miteinander unterhalten, so ist es nicht, um über die kursierenden Neuigkeiten zu kannegießern: es liegt uns gar viel anderes im Sinn. In unserer traulichen Feuilletonecke wollen wir zusammen scherzen und diskutieren, philosophieren und lachen, Anekdoten erzählen und Theoreme beleuchten, der Phantasie freien Lauf und dem Gedanken freien Ausdruck lassen: — kurz, wir wollen plaudern.

*

„Und wo man's packt, ist's interessant" heißt es vom vollen Menschenleben (welches seit jenem Kraftausspruche von den vielen „Hineingreifen"-Versuchen schon stark abgegriffen sein muß) — doch, dasselbe läßt sich vom Pflanzen-, Tier- und Sternenleben, vom Staaten- und Sprachen- und auch Itzigleben sagen: die ganze Welt ist interessant. Es kommt immer nur auf's Anpacken und auf's Hineingreifen an. Leider fehlt uns den meisten

B. von Suttner.

Erscheinungen gegenüber diese schöne Fangfähigkeit — unser Verstand ist nicht mit so mächtigen Krebsscheeren ausgestattet, wie wir meinen. „Fassen" ist dasjenige, wonach unser Geist stets ringt und eigentlich vergebens, denn: Unfaßbares, dein Name ist Welt.

*

Eben deßhalb ist es gar so interessant, auf der Welt zu sein. Man kommt aus dem Staunen und Wundern nicht heraus. Es scheint, daß die Gottheit von den Menschen nicht angebetet, sondern angestaunt zu werden wünscht; darum hat sie uns mit dieser unvertilgbaren Verständnissehnsucht behaftet, welche sich dem Unbegreiflichen gegenüber immer wieder regt, obwohl sie ihr höchstmöglichstes Ziel schon erreicht hat, wenn sie ihre Unzulänglichkeit erkennt. „Die Wissenschaft, die beim Staunen beginnt, endet auch mit Staunen," sagt Coleridge.

*

Aber ach, wie selten, wie kläglich selten schwingt sich der menschliche Verstand bis zu jener Höhe, von welcher aus er die Grenze seines Horizonts gewahr wird! Gewöhnlich sieht er eine Fläche vor sich liegen, die ihm ungeheuer scheint, und die zu beherrschen er

sich stolz bewußt ist. In diese zwängt er dann seine ganze Fassungs- und Bewunderungsfähigkeit hinein; stutzt sich — nach seinem Ebenbild — einen ganz kleinen Gott zurecht, der in dem engen Raum Platz findet; sieht darin die eigene und die Gestalt seiner Mitmenschen riesig hervorragen; glaubt sich selbst — oder doch ein paar alte Bücher — im Besitze aller Weisheit, und der Frömmler und Pedant steht da.

*

Uns über diese Spezies zu ärgern, ist uns herzerleichterndes Bedürfnis. Freilich sehen wir ein, daß Einer für seine Kurzsichtigkeit nichts kann, und daß es auch „solche Käuze" geben muß; — aber, wie gesagt, das Aufflammen eines bischen Zorns thut wohl. Es ist zugleich ein Racheakt, denn er ist ja auch von heiligem Zorn erfüllt, der gute Pedant und Frömmler, und schleudert uns genug Fluchesblitze zu, und legt uns genug Stöcke zwischen die Räder des Fortschrittskarrens, und erfindet genug Freudendämpfer, Gedankenpresser und Lebenslöscher . . . .

*

Das alles thut er aus gelehrter Ignoranz und aus frommer Bosheit. Je mehr Folianten, Pandekten und Kirchenväter er gelesen, desto unwissender ist er geworden; denn die aufgestapelten Buchstaben verrammen allen Ausblick in die freie Geisteweite; und je heftiger seine Frömmigkeit den Genuß der Erdenfreuden und den stolzen Schwung des Forschergeistes verdammt, desto boshafter muß er sein. Boshaft ist auch der Pedant, wenn er seine verhimmelten toten Meister — die ja doch auch nur irrende Menschen waren — jedem neuaufstrebenden Talente als unerreichbare Ideale entgegenhält; wenn er sich aus den Standbildern antiker Größen Steine hervorholt, um die Zeitgenossen damit zu zermalmen; — boshaft ist er, einfach weil er — klein ist. So sagt wenigstens Viktor Hugo's „Esel" zum Menschen:

Ton exiguïté te rend hargneux, boudeur,
Mauvais; car la bonté n'étant rien que grandeur
Toute méchanceté s'explique en petitesse.

*

Das weise Langohr hat recht. Es hat übrigens auch recht, wenn es an anderer Stelle sagt: Tout marche au but, tout sert, il ne faut pas maudire . . . Ja, alles geht dem Ziel entgegen, alles nützt — laßt uns nichts verfluchen. Das bischen Zorn soll ja auch kein Fluch sein, sondern eine gesunde Ueberzeugungsgymnastik: nichts stärkt so schon die eigene Idee, als der Aerger über die gegnerische. Darum nur zu: zeigen wir uns gegenseitig die Zähne — auch das nützt, auch das führt dem Ziel entgegen. „Selbst mittels des Bösen, des Irrtums, des Grauens, — gehen wir vorwärts."

*

Vorwärts? Wohin? Ja — wenn wir das wüßten! Die Einen glauben, zur ewigen Seligkeit; die Andern sagen, zum Nirwana; die Dritten meinen, im Kreislauf auf und ab — die Meisten glauben und sagen gar nichts. Und schließlich ist's ja auch nicht notwendig, daß wir es wissen, wohin wir avancieren, — Trostes genug, daß wir's thun. Wissen die einzelnen Zellen eines wachsenden Organismus, warum sie sich teilen? Weiß das Blutkörperchen, wozu es kreist? Weiß das eiserne Rädchen, das in das eiserne Zähnchen klappt, wo die Zahnradbahn denn hinführt?

*

Ein Ziel, das wirklich schön und erhaben genug sei, damit es die von der Gesamtmenschheit durch unzählige Generationen verrichtete Arbeit lohne, muß so beschaffen sein, daß es dem Verständnis der einzelne Teilchen ebenso entrückt bleibt, wie etwa den Nervengeweben, die in Goethe's Hirn die Gedankenarbeit verrichten halfen, der Sinn des „Faust" verschlossen blieb.

*

Myriaden erreichter naher Ziele geben eine Bewegung ab, die zu einem fernen Ziele führt, das für Diejenigen, die auf jenes naheliegende lossteuern, nicht sichtbar sein kann . . . Und so ist's vielleicht auch besser, wir lassen die Abstraktionen bei Seite, sonst wird das

nahe Ziel, das jedem redlichen Feuilleton gesteckt ist, — nämlich, leichthin zu unterhalten — gar jämmerlich verfehlt. Doch nein: der Schreibende hat sich ja nicht als des Lesenden Volksnarr angestellt — es hieß, daß die Beiden miteinander plaudern sollten. Zu dieser Unterhaltungsform müssen beide gleich guten Willen mitbringen und sich die freundliche Mühe geben, einer dem andern zu folgen. Der Lauschende muß bedenken, daß der Plauderer mehr zum eigenen als zum Vergnügen des Andern spricht. Uebrigens denke ich mir meinen lesenden Plaudergenossen als Einen, für den nie etwas zu abstrakt, oder zu ernst oder — wie manche Autoren von ihren Schriften glauben — zu gescheidt sein könne. Ich denke mir meinen Leser, Gott sei Dank, als ungeheuer viel gescheidter als ich, sonst wäre es mir kein Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten; ich denke ihn mir als à demi mot verstehend, was ich nur unvollständig sagen kann, als verbessernd, wo ich fehle, als mit hundert lichten Gedanken kolorierend, wozu ich nur mit kohlenstrichähnlichen Worten die Umrißlinien gab.

Die letzte Seligkeit.

Novelette von Eduard Zillinger.

Ein, zwei Flocken, nicht mehr, irren leise, zagend, nur so wie versuchsweise zur Erde nieder. Es scheint fast, als wollte sich die Masse des Schnees, die sich da droben in einer bauschigen, tiefhangenden, vom Reflex des großstädtischen Lichtmeeres mild durchglühten Wolke birgt, nicht herabwagen, ehe sie nicht erst ein paar prüfende Flocken ausgesandt . . .

Die Straßen der Stadt sind leer, vereinsamt, nur ab und zu eilt Einer hastig seines Weges dahin, den Rockkragen bis über die Ohren aufgestellt, die Hände in den Taschen geborgen und den Atem in Wölkchen vor sich hinstoßend. So spät wäre es freilich noch nicht, allein in dieser Jahreszeit sucht sich alles rascher denn sonst in behagliche Räume zu retten, und wer auf die Straße kommt, strebt energischer seinem Ziele zu, so daß sie vorzeitiger veröden . . . .

In einem düsteren Gäßchen der inneren Stadt steht ein Mann mitten in der Fahrbahn. Seine Kleidung ist für die Saison entschieden zu dürftig und wohl auch etwas verlumpt. Das dünne Röckchen hat er bis zum Hals hinan ängstlich zugeknöpft, die sommerliche Hose flattert unheimlich um seine Beine, die Schuhe sind arg vertreten und der sichtlich zu kleine Hut mit Gewalt tief in die Stirne hereingedrückt. Da aber gerade ein Lichtstrahl der nächsten Laterne schräge über sein Gesicht fällt, läßt sich dieses genau erkennen. Es weist kein hohes Alter, ist jedoch vom Elend stark verwüstet. Die Augen blicken stier und ausdruckslos, die fahlen Lippen sind eingekniffen, der Bart wuchert zwanglos um Kinn und Wangen und auf der Stirne ziehen sich die scharfen Fältchen hin, welche Kummer und Sorgen graben. — Er steht einem nicht sehr einladenden Branntweinladen zugekehrt, durch dessen mit buntem Zeuge verhangene Glasthüre dumpfes Stimmengewirr heraustönt. Nun zieht er die rote Faust aus der Hosentasche und schüttelt sie drohend gegen die Thüre.

Man hat ihm keinen Branntwein mehr geben wollen, sein Kredit war erschöpft. Gut, brauchte man ihm aber da gleich die Thüre zu weisen? Er ist kein Trunkenbold, doch so ein Gläschen Schnaps macht so schön warm . . . . Er hat nicht immer Branntwein getrunken, viel besseres, edleres Naß . . . Ja einst! . . . Und jetzt! . . . Hinausgewiesen! Vor die Thüre gesetzt! Weit ist's mit ihm gekommen!

Er schiebt die Faust wieder in die Tasche, wendet sich murrend um und schleicht langsam von dannen, mit jenen müden, lässigen Schritten, die gänzliche Gleichgültigkeit, traumhaftes Selbstvergessen bekunden. Ein paar große lose, ein paar kleine spitzige Flocken sinken herab, die großen sachte, säumend — die kleinen rasch, in kurzweiligem Zickzack . . .

Er betastet seinen Rock, dann blickt er zum Himmel empor: Es giebt Schnee! Auch

gut, soll's schneien! Aber weit ist's mit ihm gekommen — sehr weit .... Und wer ist denn Schuld daran — als sie! Sie hat ihn verdorben, aus einem aufrechten Manne einen Verkommenen gemacht! Nur sie! Doch er hat kein Fünkchen Haß, kein Fünkchen Groll, keinen einzigen Fluch für sie! Verlassen — ja, das hat sie ihn, aber selbst darnach muß er sie noch lieben. Was quälten ihn seine Verwandten, von der gefährlichen Person zu lassen, was boten nicht alles seine Freunde auf, ihn zum Aufgeben des unglückseligen Verhältnisses zu bewegen! Doch je mehr man ihn zum Bruche drängte, je zäher, inniger hing er sich an das satanisch-schöne, fürchterlich-holde Weib! Und sie verließ ihn, verließ ihn eines Tages so gleichmütig, wie man etwa einem nichtigen Dinge den Rücken kehrt. Das gab ihm einen wuchtigen Schmerz, ein bitteres Weh — aber lieben mußte er sie doch noch und zürnen konnte er ihr nicht .... Seine Liebe vermochte der Schlag nicht zu brechen, aber seine Thatkraft, das Pflichtgefühl gegen sich selbst — der moralische Mensch ward in ihm vernichtet .... Mit dem zehrenden Tumult im Herzen trieb er dahin; nur vergessen wollt' er, das Schluchzen „da drinnen" betäuben, überlärmen — rascher leben, um rascher zu vergessen .... Er ließ sein Blut wild aufschäumen, küßte andere Weiber, leerte andere Becher — ein Gift sollte das andere, der Genuß den Schmerz töten .... So ward sein väterliches Erbe in kurzem verschleudert; bald darauf brachte ihn auch sein ungeregeltes Wesen um seine einträgliche Stellung; immer tiefer, tiefer sank er .... O Mizzi, Mizzi!

Jetzt ißt er das Gnadenbrod bei einem einstigen Kollegen; er ist da nur so um Barmherzigkeit willen gelitten — fürwahr, er ist nicht mehr, als ein Bettler .... Thut nichts; er weiß von nichts, empfindet nichts. Was ist das Leben? Einbildung. Er drückt die Augen zu, verschließt die Ohren; er ist blind und taub, fühlt und denkt nichts. Wohin führt's? Wie lange währt's? Das sind keine Fragen für ihn, er kennt sie nicht. Sterben — das Sterben bedeutet ja nur einen Augenblick. Er hat keinen Willen mehr, nicht den Finger könnte er krümmen, wenn damit auch ein sicheres Heil zu erlangen wäre. Ja, wenn der Tod nur so auf Geheiß käme .... Hundert Male wünschte er sich schon auf seinem Lager: nicht mehr zu erwachen, nur nicht mehr erwachen — aber er erwachte immer wieder ....

Lautlos, gemach, in endloser Fülle wallt nunmehr der Schnee herab, Flocke auf Flocke; schon ist Alles weiß, die Dächer oben, der Boden unten und auch die Fenster der Häuser blicken unter bleichen Wimpern hervor. Wie hübsch! Als er noch klein war, machte ihn so ein Schnee immer jubeln — er warf so gerne Schneeball ....

Er beugt sich nieder, rafft etwas Schnee auf, ballt ihn und wirft dann den Klumpen gegen ein Hausthor, wo derselbe anprallend zerstiebt, am braunen Getäfel ein helles Mal haften lassend. Er beguckt die weiße Spur und wiegt lächelnd den Kopf dazu. Wahrhaftig, er mag noch scherzen!

Da er aber nun wieder den Frost an seinen Gliedern rütteln fühlt, wird er an's Weiterziehen gemahnt und rüstiger ausschreitend, gelangt er bald zu dem Parke, welchen er passieren muß, um sein Heim zu erreichen. Nach wenigen Schritten bewegt er sich bereits in der herrlichen Schneeszenerie der Anlagen. Die Bäume und Sträucher sind bis zum letzten dünnen Zweiglein hinauf schneebereift, am Boden breitet sich der blendend weiße Teppich überallhin und dazu sinkt in unaufhörlicher Folge der aus Millionen Flocken gewebte Schleier hernieder .... Seine Schritte verstummen; tiefe, fast gespenstige Ruhe umfängt ihn.

In solch' elementarer Ruhe erwacht gerne die Erinnerung, sich allmählich klar und deutlich aus dem Schoße der Vergangenheit hebend. Die Erinnerung ist treuer als die Hoffnung; hat diese längst einen Unglücklichen verlassen, harrt jene noch tröstend bei ihm aus, verläßt ihn nicht, bis er den letzten Seufzer thut ....

Er blickt empor, dann starrt er gespannt in das Flockengewoge und verfolgt mit scharfen Blicken einzelne tanzende Schneeblüten. Ist das nicht derselbe Schnee, sind das nicht dieselben Flocken — wie damals? Genau so sank der Schnee herab, flimmerten und spielten die Flocken auch an jenem Abend — es war der schönste, glücklichste Abend, den er je bei ihr verlebt .... Die Vergangenheit wird ihm zur Gegenwart, er sinnt und sinnt und lebt sich in's Vergangene hinein, als lebte er es im Augenblicke. Sein Herz

erwärmt sich, seine Sinne rühren sich, alles ersteht ihm mit fabelhafter Deutlichkeit; jeder Moment, jede Regung jenes Abends erscheint ihm in schier handgreiflicher Faßlichkeit; er hört die gesprochenen Worte, sieht jede gethane Geste, fühlt jeden ihrer Blicke wieder, ja selbst die Empfindungen, welche ihn damals erfüllten, kehren ihm zurück .... Ein holder, holder Spuk!

Die Bewegung des Gehens beginnt ihn jedoch in seinem belebten Nachsinnen, in seiner visionären Schwärmerei zu hindern. Um sich nun mit aller Ruhe der süßen Täuschung hingeben zu können, schreitet er zur nächsten Bank, entfernt die darauf lagernde Schneeschichte und läßt sich sodann nieder.

Er fühlt Frost und Kälte nicht mehr — es ist ihm ganz wohl, ganz warm ... Seine Gedanken wirbeln, seine Empfindungen fliegen und mit der Anschaulichkeit eines Wandelbildes zieht jener Abend in all' seinen Phasen an ihm vorbei ....

Derselbe Schnee, derselbe Winterabend, nur war's damals etwas früher an der Zeit, als er durch den Park zu ihr — zu seiner Mizzi eilte. In der einen Tasche seines Rockes hatte er ein reiches Abendbrod geborgen, aus der andern lugte fürwitzig ein Flaschenhals hervor. Er brachte das Souper zumeist gleich selbst mit .... Und er huschte durch den Schnee und lachte über das muntere Getriebe der Flocken .... Doch rasch, rasch — sie wartet schon! Endlich ist er an ihrem Hause angelangt. Zwei, drei Stufen auf einmal nehmend stürmt er die Treppe hinan. Vor der Thüre tippt er an den Telegraphenknopf. Drinnen ertönt das niedliche Geklingel. Allein Augenblick auf Augenblick verstreicht, ohne daß Jemand erscheint. Er tippt ungeduldig nochmals an den Knopf. Wie lange man ihn warten läßt! Doch jetzt hört er schon ein leises Rauschen, das sanfte Schlürfen eines Pantoffels und gleich darauf fragt's durch's winzige Guckloch:

„Wer ist's?"

„Wer soll's denn sein, ich bin's, Mizzi!"

„Wer ist „Ich"?"

„Aber Mizzi, mach' doch auf, ich bin's ja."

„Ich kenne keinen „Ich"."

„Bitte, laß' die Scherze — mir ist grausam kalt."

Der Schlüssel knarrt im Schloße, die Thüre thut sich auf und vor ihm steht „seine Mizzi" im spitzenübersäeten, blaubebänderten Negligé, über das liebliche Haupt ein flaumiges Wolltuch geschlungen, dessen Enden sie unter dem Kinn mit der kleinen runden Hand zusammen hält.

„Bist Du endlich da, Du Schneemann!"

Er streckt verlangend die Arme nach ihr aus, sie tritt aber hastig zurück, sich ängstlich gegen eine Annäherung wehrend.

„Wirst Du das wohl bleiben lassen! Schüttle doch erst den Schnee ab!"

Er folgt ihrem Winke, schüttelt den Schnee von sich, packt dann das Mitgebrachte aus, hängt seinen Ueberrock an den Ständer, während sie, im Hintergrund weilend, ihm lächelnd zusieht. — Trotz der nur schwachen Erleuchtung des Raumes gewahrt er ihre Lippen, ihre Grübchen lächeln ....

„Was hast Du denn Alles mitgebracht?"

„Allerlei gute Sachen, etwas Gansleberpastete, Filet, Vanillebisquits und eine Flasche „Süßen", Deinen Liebling."

„Einverstanden. Der wird schmecken, zumal ich einen wahren Wolfshunger habe. Aber Du wirst heute selbst aufwarten müssen: ich habe mein Mädchen auf den Ball geschickt. War das Ding den ganzen Tag über närrisch! Es war nichts mit ihr anzufangen, daher wollte ich sie los sein und sandte sie schon eine Stunde früher weg. Sie war ganz toll vor Freude! Ein Ball? Ich lache über einen Ball! Also mußt Du heute Petti vertreten, wirst hübsch decken, den Tisch besorgen. Ich kann's nicht, ich bin zu hastig, zu ungeschickt .... Denke Dir, von den zierlichen Tellerchen, die Du mir unlängst verehrt, existieren nur mehr — drei! Was ich Gebrechliches in die Hände nehme, ist auch schon unrettbar dem Untergange geweiht!"

„Ich werde Dir andere senden."

„Du Guter, ich mache Dich noch ganz arm."

Damit öffnet sie die Thüre und rauscht in ihren kleinen heimlichen Salon. Er folgt ihr, jedoch durch ihre meterlang nachziehende Schleppe zwei Schritte weit von ihr geschieden. Was hatte er sich schon über ihre Schleppe geärgert, die ihn so oft von ihr trennte, ihm so oft im Wege war, wenn er sie rasch umfassen wollte — und die auch jetzt wieder gleich einer Barrikade zwischen ihm und ihr liegt . . . .

Ihr Salon bietet ein Bild launischer, fast demonstrativer Unordnung. Die prächtigen und bequemen Möbel sind ziemlich willkürlich gestellt und die schmucken Fauteuils und Tabourets bummeln ganz zwangslos umher; zudem liegen allerlei Dinge, die man sonst artig zu verschließen sucht, wirr verstreut auf den Möbeln. Keine Spur von einem „Aufgeräumtsein". Ueber die Lehne eines Fauteuils schlingt sich freimütig ein feiner durchbrochener Seidenstrumpf und auf einem Tabouret schlummert eine Sammtjacke in Gesellschaft eines Theater-Kapuchons. Und wie ist erst der Tisch belastet! Zwischen Albums, Kasetten und Bonbonnièren liegen bunte Muscheln, Zigaretten, Früchte und Handschuhe und um die Kugel der mächtigen Lampe breitet sich anstatt eines Schirmes ein Gazeschleier, während auf dem Pianino ein duftiges Bouquet träumt und die daneben aufgethürmten Notenhefte ein graziöser blauatlasner Morgenschuh krönt. Ueber dem Instrumente erblickt man aber ihre lebensgroße Photographie, deren Rahmen ein vergilbter Lorbeerkranz pathetisch umsäumt.

Sie nimmt, sich umwendend, das schützende Tuch von den Schultern und wirft es geradewegs in den nächsten Winkel. Dann schüttelt sie ihr anmutiges Haupt, daß die schweren blonden Flechten in die rechte Lage kommen mögen, indeß ihre kleinen Hände die krausen Haarwölkchen aus der Stirne wischen.

Er tritt, sorgsam ihre Schleppe umgehend, vor sie hin und streckt ihr beide Hände entgegen. Sie reicht ihm die ihren.

„Wie schön Du wieder bist, Mizzi!"

Wie sie vor ihm steht, die hohe schlanke Gestalt, deren ebenmäßige Formen sich selbst im faltigen Negligé verraten, mit dem feinen kapriziösen Gesichtchen, aus dem ein paar lebendige, rasch und intensiv blickende blaue Augen leuchten, scheint sie allerdings diese Bemerkung herauszufordern.

„Ob Du einmal etwas Neues wüßtest!" erwidert sie, mit affektiertem Unmut ihre Hände aus den seinen lösend, „das sagst Du mir ja alle Tage!"

„Was soll ich Dir denn sagen, ich weiß nichts, als daß Du so schön bist!"

„Sonst nichts?"

„Und lieb und herzig und . . . ."

„Und schlecht und launisch und abscheulich . . . ."

Er will ihr den schmollenden Mund verschließen, allein sie biegt flink ihr Köpfchen zur Seite.

„Oho, was denken Sie, mein Herr! Sie haben eine ganz rote Nase und ich küsse keinen Menschen mit einer roten Nase."

„Aber Mizzi, süße, liebe Mizzi!"

„Nichts da, komm' mir ja nicht nahe — mit Deiner rothen Nase!"

„So quäl' mich doch nicht — blos einen einzigen . . . ."

„Was hast Du nur an dem dummen Küssen? Ich weiß wahrhaftig nicht, was daran ist!"

„Auf Deinen Lippen wohnt Seligkeit, Weib! Du ahnst nicht, was Deine Lippen zu verschwenden haben."

„Nun gut, weil Du das so hübsch gesagt, magst Du einen Kuß haben, aber einen kleinen, ganz kurzen, hörst Du, er darf nicht länger währen — als eine Sekunde!"

Wirklich war's auch nur ein Augenblick, daß sich ihre Lippen fanden.

Wie sie ihn immer quält! Aber selbst in ihrer Quälerei liegt noch ein Zauber und je mehr sie ihn quält — je mehr liebt er sie . . . . Mit jeder der kleinen launischen Qualen fesselt sie ihn nur stärker an sich . . . .

„Doch jetzt spute Dich, decke den Tisch und bringe das Souper in Ordnung. Ich werde indessen ein wenig Klavier spielen — oder soll ich singen?"

Die letzten Worte stößt sie lachend heraus.

„Nein, nein, ängstige Dich nicht, ich will nicht singen — bloß spielen . . . .“ verbessert sie sich rasch, wie zu seiner Beschwichtigung. „Aber was bekomme ich, wie viel zahlst Du heute für die Befreiung vom Gesange?“

„Nun, einen Sechser“, meint er lächelnd.

„Gut, er kommt in die Sparbüchse.“

Sie holt diese herbei und er schiebt in den Einschnitt der thönernen Büchse den Silbersechser, der klingend auf den Boden fällt, wo noch anderes Kleingeld klimpert.

Auch damit neckte sie ihn seit kurzem. Er hatte sich unlängst, freilich nur in ganz harmloser Weise, über ihren Gesang beklagt. Sie war aber so klug, es für Ernst zu nehmen und ließ sich fürder immer ihren Gesang um ein Geringes abkaufen. Mizzi sang in der That ganz schauderhaft. Obzwar Mitglied einer Operettenbühne, hatte sie doch gar keine Stimme, was heutzutage gerade nichts Außergewöhnliches ist. Die Stimme ist in diesem Berufe Neben-, die Erscheinung Hauptsache. Sie stand auch nicht ihrer Stimme, sondern ihrer Schönheit wegen auf der Bühne, um den malerischen Effekt der Ensembles zu heben — eine lebendige Dekoration. Sie selbst hatten auch nicht Stimme oder Talent zum Theater getrieben, sondern bloß ihr lebhaftes, ungebundenes Naturell, dem Buntheit, Geräusch, Abwechslung Lebensbedürfnis waren, dem unwiderstehlich nach dem Zigeunerleben der Bretter gelüstete. Wunderlich war jedoch, daß sie, deren Lachen so silberhell, so berückend klang, die so reizend, ja fast melodiös plauderte — so ganz abscheulich sang, daß selbst ihn, der doch bis über die Ohren in sie verliebt war und Alles an ihr schön und lieb fand, ihr Gesang peinlich berührte. Ließ sie ihr enges, dünnes Stimmchen heraus, klang's schartig, gequält, so scharf wie ein Messer, so kalt wie Eis. Das war kein Gesang mehr, das war Gekreisch. Und so seufzte er einmal unwillkürlich: „Mizzi, wenn Du nur nicht mehr singen wolltest!“

Seither war die Befreiungstaxe eingeführt worden.

Sie hat sich an's Pianino gesetzt und wirft nun ihre kleinen Hände kräftig über die Tasten, daß ein wahres Tonchaos aufbrüllt. Dann beginnt sie in flottem Tempo einen temperamentvollen Marsch zu spielen. — Bald greift sie falsch, bald läßt sie eigenwillig einen Ton fallen oder huscht leichtsinnig über eine Figur hinweg, aber darnach weiß sie wieder eine Wendung brillant und packend herauszuarbeiten, manchen Melodien-Blitz hinreißend schön und klar ertönen zu lassen. Sie spielt gar nicht korrekt, allein etwas Keck-Geniales liegt in ihrem Spiele, das den Hörer fesseln muß.

Er besorgt mittlerweile den Tisch; räumt erst den vielgestaltigen Tand von demselben ab, breitet dann ein blendend weißes Damasttuch darüber, setzt Teller, Bestecke und Gläser symmetrisch zurecht, um schließlich die belegten Schüsseln dazwischen zu gruppieren, wobei er wiederholt zu ihr hinübernickt, während sie ihm, wenn es just der Moment erlaubt, ein rasches Kußhändchen zuwirft.

Als er mit den Vorbereitungen fertig geworden, begibt er sich zu ihr.

„Madame, es ist serviert“, meldet er mit einer tiefen Verbeugung.

Sie blickt zu ihm empor, fixiert ihn ganz eigen und ihre Hände schlagen im zartesten Pianissimo seine Lieblingsweise an, das graziös-schwermütige Lied Ganymed's aus der „Schönen Galatea“. Sein Blick ruht mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf ihr. Doch plötzlich bricht sie die Melodie ab, erhebt sich, nimmt blitzschnell sein Haupt zwischen ihre Hände und prägt einen ungestümen Kuß auf die Stirne des freudig Erstaunten. Im nächsten Augenblick legt sie aber schon wieder ruhig-zeremoniell ihren Arm in den seinen und sagt mit steif-grotesker Gelassenheit: „Mein Herr, geleiten Sie mich zur Tafel.“

Sie sitzen bei Tische und lassen sich das Souper behagen, wobei er ihr fortwährend die besten Bissen zuschiebt, sie zu den ausgewähltesten Stücken nötigt.

„Du gefällst mir heute“, bemerkt sie einmal, ein Stückchen Filet an der Gabelspitze zwischen Teller und Lippe in Schwebe haltend und ihm schelmisch zublinzelnd, „der Winter läßt Dir gut, Deine Wangen sind so frisch und Deine Augen glänzen . . . Du gefällst mir.“

Er wird verlegen, unbeholfen, weiß nicht, was er thun, sagen soll, sie aber schiebt lachend den Bissen zwischen die blanken, perlengleichen Zähne. Gleich darauf nimmt sie, einem neuen Impuls folgend, eine ernste, nachdenkliche, ja sorgenvolle Miene an, stützt ihr Köpfchen in die eine Hand, die andere vertraulich auf seinen Arm legend.

„Paul macht mir viel Sorgen, viel Kummer", sagt sie in trefflich imitiert mütterlichem Tone. „Der Junge mag nicht lernen, auch faßt er so schwer . . . . Was ich mich mit ihm auch abmühe, ihm bei seinen Aufgaben helfe, er kömmt doch nicht vorwärts. Was wird nur aus dem Jungen werden? Da ist Ella doch ganz anders! Die kapiert alles im Augenblick, lernt nur so im Fluge! Sie ist fast zu klug. Antworten giebt sie zuweilen, daß man rein staunen muß. Schon jetzt denke ich darüber nach, was geschehen soll, wenn das Mädchen einmal siebzehn Jahre zählen wird! Wir werden sehr auf sie achten müssen, das Kind hat ein zu lebhaftes Temperament, starken Eigenwillen und zeigt frühzeitig bedenkliche Anlagen zur Gefallsucht . . . ."

Er lauschte gespannt, ohne einen Atemzug zu thun, diesem bizarren Einfalle, der so ganz nach seinem Herzenswunsche klang, dessen logische Verknüpfung er aber noch nicht zu enträtseln vermag.

„Was plauderst Du da", fragt er.

„Es ist nichts als eine Schnurre, eine kleine Posse", entgegnet sie gleichmütig, die Messerspitze am Tellerrand erklirren lassend.

Er gleitet vom Fauteuil zu ihr auf's Sopha hinüber und faßt zärtlich ihre Hände.

„O laß' es mehr sein, als eine Posse, laß' es Wahrheit sein, Mizzi! Sieh, werde mein Weib, es wird sich alles hübsch und gut machen! Ich habe dann ein Ziel, werde arbeiten, streben und Dir soll alles werden, was ein Weib nur heischen mag. Gieb das Theater auf, das Dir nur Enttäuschungen bringen wird, laß' ab von dem Leben, für das Du zu gut bist . . . . Nicht im Geräusche der Oeffentlichkeit, nein, im stillen trauten Rahmen eines Heimes entfaltet sich das Glück!"

Sie blickt ihn an, als hätte sie keines seiner Worte verstanden, während es um ihren Mund eigentümlich zu zucken beginnt.

„So sprich doch, Mizzi!"

„Unsinn, Thorheit", sagt sie endlich, tief aufseufzend; „ich — Dein Weib? Das gäbe ein Unglück, das Dich oder mich unfehlbar töten müßte. Ich — eine ehrsame Hausfrau! O, über den argen Scherz! Ich würde die Hölle in die vier Mauern eines Heims zwingen! Ich weiß selbst nicht, was ich will, aber das ist's nicht — nein . . . . Denke nicht mehr an den läppischen Spuk . . . ."

Eine Weile verrinnt im peinlichen Schweigen, bis sie ihre Hände aus den seinen läßt, sich erhebt und ohne ihn anzublicken, zum Fenster hin schreitet. Mitten auf dem Wege dahin bleibt sie aber stehen und bricht in krampfhaftes Schluchzen aus, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckend.

Sofort ist er bei ihr und schlingt seinen Arm um sie.

„Was ist Dir, Mizzi?"

Sie läßt ihr bebendes Haupt an seine Schulter sinken.

„Sag mir, was Dir ist, was Dich schmerzt?"

Aber das Schluchzen erstickt ihre Stimme, sie kann nichts sagen.

Er kost und schmeichelt, sucht sie zu beruhigen und zum Sprechen zu bringen.

Endlich wird sie ruhiger, gewinnt wieder Macht über das Wort und flüstert leise, noch immer das Haupt an seine Brust geborgen: „Ich bin so unglücklich".

„Und warum bist Du's? Ist Dir denn meine Liebe gar nichts?"

Nun rafft sie sich empor, legt ihre Hände an seine Schulter und ein tiefer gewaltiger Blick trifft ihn aus ihren noch thränenfeuchten Augen.

„Weil ich ein so unstetes, wunderliches, nichtsnutziges Herz habe, ein Herz, das einmal dahin, einmal dorthin neigt, das einmal zu Eis erstarrt, um dann wieder wild aufzuflammen, das bald gut, treu und liebevoll ist, — bald wieder . . . . Ich bin die Närrin meines Herzens! O, immer schon um den nächsten Augenblick zittern zu müssen! Ich kann nur einen Moment lang lieben oder eine Stunde und vielleicht einen Abend — dann . . . ."

Ihre Hände streichen schmeichelnd über seine Wangen, wischen ihm die Haare aus der Stirne und ihre Blicke haften mit unsäglichem Ausdruck auf ihm.

„Siehst Du", hebt sie wieder an, „heute liebe ich Dich, liebe ich Dich — wie ich es nicht sagen kann . . . . So wundermächtig liebe ich Dich, mit glühender Leidenschaft,

kindischer Zärtlichkeit . . . . Schon den ganzen Abend zuckt's, vibriert's in mir, — und ich muß Dir's endlich sagen, daß ich Dich liebe, das erste Mal aus vollem ganzen Herzen liebe . . . . Nimm Dir den Augenblick, säume nicht, nun bin ich Dein, ganz Dein; küsse Dir mein Herz, mein Leben von meinen Lippen — küsse mich, ich küsse Dich das erstemal wahrhaft, o Du mein einziger Schatz!" . . . .

Wie ein süßer, unglaublich wonnevoller Traum umfängt's ihn, sein Herz pocht in schweren, zögernden Schlägen, seine Pulse stocken . . . . Den trunkenen Blick nicht von ihren Augen lassend, neigt er sich zu ihr und berührt ihre Lippen . . . .

Er will aufjauchzen — aufatmen — aufatmen . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Haupt des auf der Bank Ruhenden nickt tiefer auf die Brust herab, die erstarrte Hand gleitet von der Lehne, daß der Schnee davonstiebt . . . .

Noch flimmern und wirbeln die Flocken, noch wallt lautlos, unablässig der weiße Schleier erdenwärts, sich überall hinbreitend — auch über den, der da in einer glückseligen Erinnerung für ewige Zeiten eingeschlummert . . . . Die letzte Seligkeit im Herzen! .

Herbststimmungen.

Von Ferdinand Avenarius.

Oktober.

Leichensteine lungern stumm
In's blöde Oktoberwetter,
Greisenhaft um die Kreuze herum
Schwatzen gefallene Blätter.

Was lallst Du kindisch vor Dich hin,
Was malst Du mit deinem Stabe,
Was hast Du Heimliches im Sinn,
Du Alter dort auf dem Grabe?

Was soll Dein Kichern und Grinsen, Mann?
Was Dein vertrauliches Nicken?
Was fengest Du meine Seele an
Mit Deinen glimmenden Blicken?

Wie angstvoll fühl' die arme Glut
Im Herzen mir ich klopfen —
Ich fühl', Du schlürfst aus mir das Blut,
Schlürfst Tropfen es für Tropfen.

Ich fühl's, in mattem Sickern zu
Blutet mein Leben Dir —
Ich fühl's, ich selber werde Du . . .
Und jung doch steh' ich hier?

Eine politisch-soziale Passions-Studie aus dem Böhmerwald.

Von Karl Pröll.

Den meisten Lesern, welche in der Jugend nicht eine besondere Vorliebe für Geographie hatten, dürfte der Böhmerwald nur als flüchtiger Phantasieschatten mit der Weise des flotten Kommersliedes „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald, da wachsen unsere Reben" über die feuchte Seele geschwebt sein. Empfindsamere Gemüter oder angehende Heldenspieler werden sich vielleicht an die böhmischen Wälder des Karl Moor erinnern, in welche dieser vor seinem tintenkleckfenden Säkulum fliehen wollte, um dort das Räubertum litteraturfähig zu machen. Aber so zecherlustig oder so kraftgenialisch sind weder Menschen noch Zustände im Böhmerwalde. Es spielt sich dort vielmehr die Passionsgeschichte eines wackeren, armen deutschen Volksstammes ab, der sich nach Brod und Freiheit sehnt, welcher vor allem nicht in der slavischen Hochflut untergehen will.

Von den Hochwarten Bayerns im Südosten, dem Arber, dem Dreisesselberg und Hohenstein kann man das weite, durch Querkämme und Plateau's mannigfach abgestufte Gebiet des Böhmerwaldes überschauen, das „grüne Deutschböhmen", welches mit dem grünen Erin an ähnlichen Mißgeschicken leidet. Letztere, welche zum Haupt- und Grenzkamme des Böhmerwaldes gehören, erreichen 1300 Meter, während die Doppelgipfel des ersteren, welcher schon zum bayerischen Walde gerechnet wird, 1400 Meter übersteigen. Einige Meilen von dem Saume, wo dieses Bergland in die Moldauebene übergeht, liegen die Städte Prochatitz, ein Schatzkästlein mittelalterlicher Baukunst und Malerei, Winterberg, Bergreichenstein, dessen Goldstollen längst eingegangen, und das pittoreske Krumau, von wo aus die Fürsten Schwarzenberg ihr Latifundien-Herzogtum allmählig zusammengeheiratet und zusammengekauft haben. Bis zu diesen Städten ist die deutsche Sprachgrenze, welche sich im vorigen Jahrhundert noch gegen Strakonitz ausdehnte, schon zurückgewichen. Jetzt aber strengen die Czechen ihre volle Kraft an, um auch diese Sitze des Deutschtums und deren Hinterland zu erobern. Das deutschfeindliche System Taaffe hat für diese systematische Entnationalisierung den slavischen Föderalisten den ganzen Apparat der Staatsbehörden, welcher in folge der Sprachenverordnung zum czechischen Partei-Instrument geworden, zur Verfügung gestellt. Czechische Privatschulen, czechische Vereine, czechische Notare, Advokaten, Kaufleute fördern die rastlose Propaganda. Bereits besitzen die ersterwähnten drei Städte einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz von czechischen Inwohnern, und in dem vor einem Menschenalter rein deutschen Budweis, der in die Ebene vorgeschobenen Handelsmetropole des Böhmerwaldgebietes, halten die Czechen den Deutschen schon beinahe die Wage. Wie ein Wildstrom die Ufer abspült, so reißen die czechischen Eroberungsgelüste ein Stück deutschen Landes nach dem andern ab. Die Gefahr der Situation jedoch auf das Aeußerste zu steigern, ist den Deutschen auch im Innern ein übermächtiger Widersacher entstanden, der durch treulosen Verrat sie den Slaven in die Hände spielen will. Ein jeder nationalen Gewissensregung unzugänglicher Feudaladel glaubt für die Zukunft seiner privilegierten Stellung am besten zu sorgen, die Bollwerke der Reaktion am sichersten zu behaupten, wenn er den czechischen Drängern die Thore öffnet und ihnen seine Waffen leiht. Nennt man die Namen dieser Ueberläufer, so stehen an der Spitze die Fürsten von Schwarzenberg. Noch steht ihr Stammschloß in Franken unweit Würzburg, aber sie selbst sind zum fröhlichen Turnei mit den eigenen Stammesbrüdern ausgeritten, moderne Raubritter geworden, die sich an unserem nationalen Besitz vergreifen. Seit zwei Jahrhunderten nach Böhmen übergesiedelt, verleugnen sie jetzt ihre ehrenvollen Traditionen, ihren im Kampfe gegen Erbfeinde erworbenen Ruhm, um als Dienstmannen des Czechentums über die Deutschen herzufallen. Der tapfere Türkenbesieger und der Marschall, dessen Reiterstandbild in Wien steht, müßten erröten, wenn sie sähen, daß ihre Enkel oder Urenkel sich jetzt in einem unblutigen, aber listenreichen Kampfe gegen deutsche Volksgenossen ihre Sporen verdienen wollen. Dieser slavophile Adel deutscher Nation, welcher nach Wiedererstehung eines deutschen Reiches für den Glanz der Wenzelskrone streiten will, er verdient der öffentlichen Verurteilung anheimzufallen. Und die Geschichte wird dieses Urteil des Volksgerichtes auch vollstrecken.

Hat schon der in diesem Jahre verstorbene Kardinal und Prager Fürsterzbischof Friedrich Schwarzenberg die beinahe vollständige Czechisierung des böhmischen Klerus durch Thun-

oder Gewährenlassen herbeigeführt, so war es doch erst seinem Neffen, den Majoratserben Fürsten Adolf Josef Schwarzenberg beschieden, durch unmittelbaren Druck auf seine Pächter und sonst von ihm abhängigen Personen den slavischen Eindringlingen die Gasse zu öffnen. Je mehr mit dem zunehmenden Alter seines greisen Vaters die Verwaltung des großen Güterbesitzes in seine Hand kam, sein Einfluß maßgebend wurde, desto mehr bekamen die Deutschen diesen Druck zu spüren. Am tollsten wurde aber die Sache in diesem Jahre vor und bei der Wahlcampagne für den zu ernennenden österreichischen Reichsrat. Nicht nur die gewöhnlichen Bauernfänger-Mittel der Wahlen, Versprechungen, Verlockungen, Zuwendungen in verschämter oder weniger verschämter Trinkgelder-Manier, sind zur Anwendung gekommen, nein der in die Tausende zählende Troß fürstlicher Beamten hat die Pächter mit direkten Drohungen bis an die Wahlurne verfolgt. Und es ist auch nicht bei der bloßen Drohung und Einschüchterung geblieben. Man hat Ackerbürgern, welche es gewagt, für den deutschen Kandidaten Dr. Herbst zu stimmen, die Pachtgründe mit den Hohnworten entzogen, sie mögen sich solche von dem genannten Abgeordneten geben lassen. So geht der „feudale Terrorismus" vor. Und Alles das, damit Fürst Adolf Josef seine Freunde im „Kosby-Klub" mit seiner Gegenwart erfreuen kann. Denn ein Mitglied dieses Kampfklubs gegen die Deutschen ist der deutsche Fürst Schwarzenberg bisher gewesen, er, der sich sogar gerühmt, ein Glied des großen czechischen Volkes zu sein. Noch ein dritter Schwarzenberg hat sich in dem antideutschen Adels-Conventikel hervorgethan. Es ist dies Adolf Josefs Vetter Karl Schwarzenberg, der Vorsitzende des böhmischen Landeskulturrates, welcher die deutschen Mitglieder durch Hineintragen czechischer Parteipolitik in diese fachmännische Körperschaft zum Austritt genötigt, dadurch aber wider Willen die segensreiche Schöpfung eines Verbandes freier deutscher Landwirte herbeiführte.

Auch gegen die Latifundien-Erben, welche die patriarchalische Einschnürung und Einzwängung noch zu verstärken sucht, die jede wirtschaftliche Hebung und Selbständigmachung dem Böhmerwaldbewohner unmöglich macht, welcher die Tausende und Tausende seiner seßhaften Taglöhner auf dem niedrigsten Lebensstand zu erhalten weiß, welcher durch seine monopolisierende Konkurrenz den Rest erwerbslustiger Kräfte schädigt, und welcher schließlich den wackeren Land- und Waldleuten ihr deutsches Gewissen, ihre Muttersprache, ihre nationale Existenz zu entreißen sucht — auch gegen diesen Mitverschworenen der slavisch-förderalistischen Gegengermanisierung ist endlich die abwehrende Hand erhoben worden. Im verflossenen Jahre hat sich ein deutscher Böhmerwaldbund von Bürgern und Bauern gebildet, welcher im September seine erste Hauptversamlung in den von den Czechen eifrig berannten Prachotitz hielt und dabei fast 100 Fähnlein von Ortsgruppen mit 12,000 reisigen Mitgliedern musterte. Das ist ein kräftiges „Schach dem Schwarzenberg", das aber mit wachsender Macht fortgesetzt, ja in einen kombinierten Angriff umgewandelt werden muß. Zu diesem Böhmerwaldbund, der neben nationaler Selbsterhaltung auch auf Erschließung materieller und industrieller Entwicklung des Landes abzielt, dem in diesem Gebiete gleichfalls sehr wohlthätig wirkenden Ortsgruppen des „Deutschen Schulvereins" muß sich noch ein Pächter- und Werknerbund des Böhmerwaldes gesellen. Dieser kann im Notfalle durch Massenstrike die niedrigen Tagelöhne, ohne welche der bodenarme Pächter nicht leben kann, zu einer angemessenen Höhe emportreiben; er kann aber namentlich den nationalen Gewissenszwang, die Schwarzenberg'schen Dragonaden, durch einmütiges Zusammenstehen energisch abwehren. Hoffentlich findet sich bald ein tüchtiger Führer zu diesem Werke. Die Schwarzenberg besitzen freilich fast den halben Grund und Boden im Böhmerwalde; aber ohne die nötigen Arbeitskräfte ersticken sie in ihrem eigenen Fette. Gegen den feudalen Nationalverrat ein moderner Bundschuh ohne Gewalt und Greuelthaten! Die Hauptsache bleibt freilich die Beseitigung der Fideikommisse, welche Forderung bereits in Prachotiz unter stürmischem Zuruf ausgesprochen worden ist. Die deutschnationalen Mitglieder im Reichsrat haben jetzt die Aufgabe, diese Forderung zum parlamentarischen Losungswort zu machen.

Ich schließe meine kurze Skizze über die Leiden und die vorbereitenden Schritte zur Befreiungsthat der Deutschen im Böhmerwalde. Mögen diese Bestrebungen auch im Reiche mit Sympathie verfolgt werden, mögen recht viele Reichsdeutsche sich das herrliche Waldland ansehen und dessen bedrängte Bewohner durch ihren Zuspruch ermutigen. Das ist eine schöne Uebung nationaler Pflichten. Und wenn einst die Frage erklingt: „Ist kein

Schwarzenberg da?" so wird man sich eines dem Deutschtum abtrünnigen Geschlechts erinnern, deren feudale und antinationale Herrschaft einem freien und glücklichen Wald- und Bauernvolk im Böhmerwalde nur noch als ein schwerer Vergangenheitsschatten ins Gedächtnis fällt.

Im Delta.

Von Heinrich v. Reder.

Mizraim, du Sphinx vom Nil,
Wie scharf sind deine Krallen!
Wen einmal du erfaßt im Griff,
Der bleibt dir stets verfallen.

Du weißt damit so zart und weich
Die Wangen mir zu streicheln,
Doch plötzlich folgt ein tiefer Riß
Blutgierig unter dem Schmeicheln.

Ein heißer Kuß und dann ein Biß
Zu wilder Gier Entzücken
Und Arme sanft, dann schlangengleich
Im brünstigen Erdrücken.

Mizraim, du Sphinx vom Nil,
Dir säumt die Stirn ein Riemen,
Von deinen Nägeln aber trag'
Am Leib ich lange Striemen.

Und aus den Striemen springt das Blut
Hervor in roten Tropfen;
Nun weiß ich, wie dein Lieben thut,
Mein Herz hört auf zu klopfen.

Du lächelst und dein Auge blitzt,
Du hältst mich unter der Tatze,
Nun laß mich los, sonst sterbe ich,
Verliebte Tigerkatze.

„Und war ich einmal eine Sphinx,
So soll's Dich nicht gereuen,
Lebendig wurde das Steingebild,
Das Rätsel der Liebe zu neuen.

Sei still, mir ist, als wachten auf
Uralte Erinnerungen,
Daß ich den Sohn des Ramsinit
Im heißen Sand verschlungen.

Erschrecke nicht, schon lang ist's her,
Ist kluger Aegyptier Dichtung:
Das höchste Glück des Lebens ist
Die Liebe zur Selbstvernichtung.

Noch einen Kuß, dann ist's vorbei,
Ich preß Dich an die Brüste —"
Sein Seufzer und ihr Schrei der Lust
Erstarben in der Wüste.

Vom vaterländischen Roman.

Von M. G. Conrad.

Nie ist eine ästhetische Streitfrage in der Praxis anders ausgetragen worden: das letzte und entscheidende Wort fällt der Leistungsfähigkeit der neuen Schöpfungsmächte zu. Die Stärke des Talents allein schafft das Recht und setzt seine Anerkennung durch. Nicht abstrakte Theorien, sondern positive Leistungen bilden die Meilenzeiger auf dem Entwickelungsgange der Litteraturen und Künste. Zwar geht auch von den Theorien keine einzige verloren, so lange sie noch einen Bekenner hat. Ihre Priester stehen den Weg entlang, unterhalten ihren Altar und suchen eine ergebene Gemeinde an ihr Idol zu fesseln. So bleibt es im Reiche der geistigen Freiheit jedem unbenommen, dem Zuge seines Herzens

und seines Geschmackes zu folgen und dort seine Hütten zu bauen, wo er für sich das Rechte gefunden. Für den Bescheidensten, wie für den Anspruchvollsten, für den einseitigsten Fanatiker wie für den weitherzigen Eklektiker ist Raum an der unabsehbaren Litteratur- und Kunststraße, der Via Triumphalis des schöpferischen Menschheitsgeistes, die sich aus den Dämmerungen des Altertums in immer mächtigerer Entfaltung durch die Jahrhunderte und die auf- und niedersteigenden Völker bis in die Mittagshelle der Gegenwart zieht.

Ich kannte einen gelehrten Mann, der nach der Schule Zeit seines Lebens auf einem griechischen Säulenstumpfe sitzen blieb und ausschließlich die Dichter von Althellas las und kommentierte. Eine stille, inbrünstige Natur, konnte er nur unter der Sonne Homers seines nachempfindenden Lebens froh werden, obschon er körperlich an die hyperboräische Scholle gefesselt blieb und Tabak kaute, wie ein alter Schwede. Aehnlich haben sich andere in einen abenteuerlichen Herrensitz des Cinquecento, in ein idyllisches Schäferhüttchen des achtzehnten Jahrhunderts oder sonst eine klassisch anmutende, mehr oder minder weit zurückliegende Station mit ihren schöngeistigen Lieblingsneigungen eingesponnen.

Diese Flucht aus der modernen Wirklichkeit steht jedem frei, sie ist wahrscheinlich ohne weitertragende Gefahr, da die Zahl dieser exklusiven Gläubigen und Genießenden stets eine sehr beschränkte bleiben wird. Schlimmer schon, wenn hervorragend begabte Kritiker solche kapriziöse Neigungen teilen; entschieden verhängnisvoll aber, wenn ihnen schöpferisch veranlagte Geister folgen und statt ihre bildende Kraft in den Dienst ihres Volks- und Zeitlebens zu stellen, dieselbe in antiquarischen Nachgrübeleien und Nachdichtereien verzetteln. Das ist ein Raub an dem eigenen Volksgeiste, ein Vergehen, das zur Zersplitterung und Verarmung der Nationallitteratur führen muß.

Das ist es eben, was dem litterarischen Frankreich heute seine imposante Kraft und Geschlossenheit sichert, daß seine zeugungstüchtigen Schriftsteller, wenigstens diejenigen erster, zweiter und dritter Größe, unverrückt auf dem heimischen Boden ihrer mitzeitigen Volksgesellschaft stehen und daraus Kraft und Saft und charakteristische Eigenart für ihre dichterischen Gestalten ziehen. Die Litteraten leben in Paris, und Paris lebt ein zweites Leben in der Litteratur; je größer die gestaltende Kraft des litterarischen Künstlers, desto mächtiger, packender, universeller die Kraft des von ihm behandelten Lebens. Die Originalität und der frische Reiz der französischen Litteratur, ihre unverminderte, von keinem politischen Mißgeschick geschwächte Anziehungskraft auf In- und Ausland, das große, in Lobsprüche und reiche klingende Münze sich umsetzende Ansehen, das sie bei dem lesenden Publikum beider Hemisphären genießt, — alles das wurzelt in ihren zwei hervorstechendsten Tugenden: volkstümlich und modern.

Wer einen französischen Roman in die Hand nimmt, weiß im voraus Zweierlei: daß das litterarische Kunstwerk konzentrierter französischer Volksgeist und seine Tendenz keine andere ist, als diejenige, welche die französische Gesellschaft bis in ihre feinsten Fasern durchzittert. Wer hingegen einen deutschen Roman in die Hand nimmt, der bekommt mit Ebers ein Stückchen Aegypten, mit Eckstein ein Stückchen Rom, mit Dahn wiederum ein Stückchen vergrauter Fremdländerei u. s. w. Allen Respekt vor dem Talent dieser Männer. Aber was kümmert es die Welt, und was trägt es für unsere eigene Nationallitteratur aus, die aus der feinsten Essenz unseres lebendigen Volkstums schöpfen und damit unsere deutsche Gegenwart selbst weltlitteraturfähig machen soll, wie die deutschen Romanciers Ebers, Eckstein, Dahn über Aegypten, Rom und andere entlegene Welttümer denken und empfinden? Soll damit gesagt werden, daß die ergreifenden und fesselnden Menschheitsprobleme des intim erfaßten Altertums von der litterarischen Kunst ausgeschlossen sein sollen? Keineswegs. Unser berühmter Historiker und Poet Gregorovius hat in seiner „Athenaïs" ein Muster geschaffen, wie man ohne romantische Zugaben und Erdichtungen antike Stoffe kunstvoll und interessant behandelt. Man halte sich daran! Ein deutscher Roman, der was Rechtes sein will, muß das Deutschtum aus allen Poren atmen; er muß strotzen und zucken und glühen von dem Leben, das der Verfasser mitten in seinem Volke selbst mit durchgelebt und mit durchempfunden hat, so daß er uns mit dem Buche zugleich ein Stück, und zwar das beste, seiner eigenen heißen Seele darbietet.

Der französische Roman ist französisch durch und durch; das ist sein Ruhm, wenn er gelungen, — seine Entschuldigung, wenn er verfehlt ist, und seine unschätzbare Bedeutung

als „document humain", wenn er sich auf die Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit des naturalistischen Talents seines Urhebers berufen darf. Die Franzosen geben sich selbst in ihrem Roman, die Deutschen lügen sich in andere hinein und fabeln uns aus ägyptischen, römischen, spanischen und andern fremdländischen Masken eine mühsam zusammenstudierte Geschichte vor. Bei dem Wort: französischer Roman haben wir sofort das sichere Bild konzentrierter Kraft einer bestimmten Volksart in einer bestimmten Litteraturgattung; bei dem Wort: deutscher Roman hingegen entflieht jede feste Vorstellung vor dem kaleidoskopischen Geflimmer und Geflunker einer in tausend bunte Stückchen zerfahrenen Allerweltsdichterei. Der Naturalismus als Kunstprinzip ist im Grunde nur eine Verstärkung des sozialen Nationalprinzips, eine Bejahung des künstlerischen Willens zum Ausleben des modernen Nationalmenschen und der ihn bestimmenden Umgebung in dichterischer Nachschöpfung. So lange sich die deutsche Romandichtung gegen den Naturalismus wehrt, sei es aus falscher Pietät gegen das Bestehende und den überlieferten Geschmack, so lange wird das Deutschtum, trotz einzelner vortrefflicher Leistungen von Keller, Freytag, Fontane, Wichert, Spielhagen und einigen andern, auf dem Gebiete der einflußreichsten und populärsten Litteraturgattung nicht zu konkurrenzfähiger Kraft und internationalem Ansehen gelangen — gar nicht zu reden von der endlichen Tilgung der Sünde, die unsere Antiquitäten- und Ausländerei-Romanciers seit Generationen an dem nationalen Geiste der deutschen Leser (andere haben sie kaum) begangen und stündlich noch begehen.

Niemals und nirgends wurde die litterarische Kunst ernsthafter genommen als im heutigen Frankreich. Daß mit dem romantischen Konventionalismus in etwas brutaler Weise aufgeräumt wurde, lag in der Notwendigkeit der Dinge. Der Bauplatz mußte gesäubert werden. Goncourt hat in seinem neuesten Werk „Faustin", welches die erotischen Passionen einer ebenso talentvollen wie exzentrischen Schauspielerin behandelt, unleugbar seine psychologische Kleinmalerei in einer verblüffend virtuosen Weise durchgeführt. Hie und da verfällt der überaus sichere Stilist doch etwas ins Manierierte, Zierliche. Zola hingegen schreibt auch in „Germinal" wieder jenen breiten, bilderreichen Stil, der zwar in der Korrektheit nicht immer an Flaubert hinanreicht, aber dafür ein größeres Maß intensiven Lebens entwickelt.

Charakteristisch ist die Art und Weise, wie sich alle bedeutenden französischen Romanciers der Pariserin, dieser seltsamsten Blume der modernen Weltstadt-Zivilisation, zu bemächtigen und alle Falten ihrer Seele bloßzulegen, alle Züge ihrer Physiognomie, alle die wechselnden Lichter und Schatten ihrer komplizierten Erscheinung zu ergründen und naturgetreu wiederzugeben suchen. Dank dieser ungeheuren Bemühung hat die Welt ein Interesse an dieser Kreatur gewonnen, das alles überragt, was für das Ewigweibliche in der modernen Gesellschaft anderer Kulturzentren an öffentlicher Teilnahme erübrigt wird. Die Pariserin wird unfehlbar von den Litteratur- und Sittenforschern künftiger Jahrhunderte als die Synthese aller weiblichen Vorzüge und Schwächen im neunzehnten Jahrhundert genommen werden. Mit Recht oder Unrecht? Warum stellen die deutschen Romanciers nicht die moderne Berlinerin, die österreichischen nicht die moderne Wienerin daneben? — —

Die Antwort hierauf läßt sich nur hypothetisch geben, sintemal bis jetzt noch keiner unsrer bedeutenderen Romanciers sich ausführlich und ehrlich über die intimen Vorgänge seines Schaffens dem Publikum gegenüber ausgesprochen hat, wie dies z. B. Alphonse Daudet mit so fesselnder Liebenswürdigkeit gethan. Zunächst, glaube ich, lenkt die überladene gelehrte und kosmopolitische Bildung unserer Romanciers ihren dichtenden Sinn zu sehr vom Zunächstliegenden, Gegenwärtigen, unendlich Kleinen, aber unendlich Interessanten ab. Sie suchen in ihren Dichtungen zugleich einen Abfluß für ihr immenses, überquellendes Allerweltswissen. Das naive, aus konzentriertester sinnlicher Anschauung genährte Schaffen ist ihnen versagt. Fast immer schiebt sich das Buch zwischen ihren Geist und die nächste Wirklichkeit. Sie sehen nichts als frische Naturmenschen, sondern erraten alles à peu près als künstlich gezüchtete Bibliothekmenschen. So sehr uns auch zuweilen die Details ihrer Dichtungen durch gelehrt skrupulöse Genauigkeit frappieren, so sehr uns auch in einzelnen Zügen die Wahrheit ihrer Charaktere überrascht und menschlich nahe geht, so können wir uns doch bei der Betrachtung des Ganzen jedes ihrer einzelnen Romane des Eindrucks nicht erwehren, daß das Gesamtwerk nicht das Ergebnis einer unmittelbaren,

tiefen Naturerfassung sei, sondern auf einer angelehrten Konzeption a priori, auf einer mehr oder weniger kühl reflektierten Konstruktion beruhe. Die Schule kommt bei ihnen immer in erster, die Natur erst in zweiter Linie.

Die Mehrzahl unserer Romanschriftsteller widmet nicht das ganze Leben, alles Sinnen und Denken ihrer Kunst. Sie sind zugleich Professoren, halten Vorlesungen, unterrichten die Jugend, edieren wissenschaftliche Werke, oder sie sind richterliche und administrative Beamte, Offiziere, vielbeschäftigte Zeitungsherausgeber oder Journalisten.

Das ist ein gewaltiger Nachteil. Die Romandichtung erfordert, wie jede andere Kunst, den ganzen Mann und das ganze Leben — und vor allen Dingen: Freiheit von jeder beengenden offiziellen Fessel. Man denke nur an die herrlich unabhängigen Männer in Frankreich: Balzac, Zola, Flaubert, die beiden Goncourt, Daudet und viele andere! Solche Helden können etwas wagen. Wahrheit aber ist Wagnis.

Ei, würde es unsern Professoren-Romanciers z. B. nicht schon die bloße Rücksicht auf die Würde ihres Amtes verbieten, sich in eine auf wirklicher Beobachtung beruhenden, stramme, konsequente Sittenstudie der modernen Wienerin oder Berlinerin einzulassen? Eine egyptische Königstochter, à la bonne heure! . . . . . Die unmögliche Verquickung von Beamtentum und Künstlertum scheint mir eine der Hauptursachen der unseligen Beschaffenheit unseres vaterländischen Romans zu sein. Pedanterie, ängstliche Rücksichtnehmerei und Achselträgerei, dazu eine gewisse idealistische Flunkerei und moralische Heuchelei beeinträchtigen in einer trostlosen Weise den künstlerischen und sittlichen Wert unserer beamten- und professorentümlichen Schriftstellerei.

Gewiß, sie thut oft einen guten Griff, der Aufmerksamkeit, Teilnahme, Bewunderung erregt. Dann hängt sich aber allzuoft die Eitelkeit, die Spekulation an den unvermuteten Erfolg — und es folgen immer schlechtere Griffe. Wie sehr insonderheit bei der dilettantenhaften Produktion, die auf keinem einheitlichen künstlerischen Lebensplan beruht, die stilistische Durch- und Höherbildung der Romanform leidet, ist eine ewige Klage. Wo sollen unsere Stegreifprosaiker die Kunst der Sprache auch respektieren gelernt haben? Man bewundert zwar Flaubert, der an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeitete . . . . . Man bewundert überhaupt die meisterhafte Prosa der Franzosen . . . . Aber —

Was uns fehlt, das ist der stolze, freie, hochstrebende Wuchs der litterarischen Talente, das rücksichtslose, nur sich selbstverantwortliche Ausleben der charakter- und temperamentsvollen Zeugungskraft der Künstlernatur.

Wir werden erst dann eine freie, auf der Höhe unserer Zeit und unseres Volkstums stehende realistische Romandichtung haben, wenn unsere Volksschriftsteller — damit meine ich nicht unsere romantisierenden Fabulierkünstler für die reifere Jugend, für die Spinnstuben- und Pensionats-Mägdlein des geistigen Mittelstandes — vollkommen frei der litterarischen Kunst leben können und sozial und ökonomisch so gestellt sind, daß sie nicht mehr in zwei Sätteln zu reiten brauchen.

An litterarischen Talenten steht Deutschland keinem anderen Lande der Welt nach. Nur in dem Gebrauche, den Deutschland davon macht, liegt der Unterschied. Unser Publikum unterstützt seine Schriftsteller nicht hinlänglich; namentlich in materieller Hinsicht ist es von der schäbigsten Knauserigkeit; es opfert zwanzigmal mehr für Bier, Zigarren und ähnliche „notwendige Genußmittel“ seines vielgefeierten Idealismus, als für gute Bücher. Spielhagen, Freytag, Wilbrandt und verwandte Federn hätten sich z. B. als Franzosen gewiß schon ihre runde Million erschrieben.

Das ist der böse Kreis, aus dem wir heraus müssen: wir raisonnieren über den französischen Roman, aber wir kaufen ihn; wir loben den deutschen Roman, aber wir kaufen ihn nicht — wir verdammen die natürlichsten Exzesse der Pariser, aber wir genießen sie doch; wir preisen pharisäisch die gefühlvoll idealistische Tendenz unserer Romanciers, aber wir finden sie im Herzen unwahr und langweilig und gehen ihr aus dem Wege. — Gottlob, daß unser Spielhagen noch nicht auf den Standpunkt Zolas herabgesunken ist! ruft der tugendhafte Bildungsmensch — und wenn ein neuer Roman von Zola erscheint, so bestellt er ihn flugs beim nächsten Buchhändler oder schreibt voller Ungeduld direkt nach Paris, erscheint aber ein neuer Roman von Spielhagen, so läßt er sich in der Leihbibliothek vormerken und wartet, bis die Reihe zur Nachlese an ihn kommt.

Ich liebe Zola und freue mich seiner Erfolge; ich liebe nicht minder Spielhagen und finde es verächtlich und verdammungswürdig, daß man den nationalen Schriftsteller dem fremden aufopfert. Ich denke hierbei weniger an Zola und Spielhagen als Individuen, sondern setze sie vielmehr als Typen einer Gattung.

Aber so sind wir Deutschen. Wir stehen an litterarischer Befähigung keiner Kulturnation der Welt nach — und vermögen keine große, starke, imponierende, wahrhaft nationale, auf dem festen Grunde naturalistischer Dokumente ruhende Romanlitteratur zu schaffen; wir verfügen über einen Reichtum an Wissen und Gefühl (das „deutsche Gemüt"!) wie selten ein anderes Volk — und vermögen die Langeweile nicht aus unserm Umgang und unserm Schriftwesen zu verbannen; wir sind die Herren des Höllenzwangs der philosophischen Skepsis — und bleiben die seichten, phrasenseligen Bewunderer und Förderer der romantisierenden Schönfärberei; wir sind Goliathe des redlichen Patriotismus, Heldentenöre des

Deutschland, Deutschland über alles,
Ueber alles in der Welt —

und sind außer stande, unsern Schriftstellern die materielle und freigeistige Unabhängigkeit und Unantastbarkeit zu sichern, weil wir unser Geld und unsern Enthusiasmus zum größten Teil noch an die Ausländer, Archäologen und Vergangenheits-Fexe vertrödeln; wir sind — — — schweig stille, mein Herz, schweig stille!

Germanische Hochlande.

Von Karl Bleibtreu.

Hochlande der Germanen giebt es drei,
Weit abgeschieden von der großen Welt.
Schottland gleicht einer alten Burg-Abtei,
Durch deren Trümmerriß der Mondschein fällt.

Der Sage und Geschichte Mondenstrahl
Dämpft dort zur Dämmerung das Tageslicht.
Norwegens Gipfel aber, schroff und kahl,
Der Mittnachtsonne greller Glanz umflicht.

Alpglühn und Meeresleuchten mischt sich da
Zu einem Strahlenstrom unheimlich-schön.
Der Ahnen Winland, heut Amerika,
Grüßt keck herüber zu den eis'gen Höhn.

Von der versunknen Wikingsherrlichkeit
Spricht kaum der Sage ungewisser Ruhm —
Doch Schiffsgeschwader künden weit und breit
Noch immer, Norge, dein Seekönigtum.

Du aber grenzest an den Orient,
O Siebenbürgen, fernes deutsches Land!
Nicht meerumspült wie jene, doch getrennt
Durch Hunnen-Sündflut von der Bildung Strand.

Kein Dichter hat wie Schottland dich verehrt,
Des Lebens Brandung dringt nicht hin zu dir,
Doch bist du mir vor allen andern wert:
Symbol der deutschen Größe bist du mir.

Wie Fels im Meer, so ragst du starr und stolz
Aus jener Sündflut fest und unbeirrt —
Auf deinen Höhen wächst das Eichenholz,
Das nie vom Sturm der Zeit gebrochen wird.

Doch du, Tyrol, was singe ich von dir,
Schwarzgelb gefärbte Bergeswüstenei?
Das Pfaffentum, blutsaugender Vampyr,
Lullt Dich in ew'ge Geistesklaverei.

Der alten Goten herverirrter Stamm
Schläft dumpfverdrossen blinden Geistestod . . .
Hell wird es erst, wenn auf des Brenners Kamm
Aufflammt des deutschen Reiches Morgenrot!

Allerlei Gedanken.

Von Wolfgang Kirchbach.

(Aus dem „Lebensbuch").

Was mich tagtäglich mit dem Leben versöhnt, ist die feine Sinnigkeit, die ich aus allem weltlichen Geschehen herauszuspüren glaube. Daß sich das Leben jeden Tag in der selbstgelegten Schlinge fängt, kann mich im tiefsten Schmerz noch lächeln machen, und sehe ich mich so unwillkürlich lächeln, so macht's mich heiter, daß auch ich mit meinem Lächeln wieder in's Garn gegangen bin.

*

Wenn all der unbewußte Scharfsinn, all die indirekte Charakterisierungskunst, welche die meisten Menschen in ihren Briefen aufwenden, um sich in den Charakter des Adressaten hineinzudenken, zur Dichtung von Romanen verwendet würde, wie viel geistvollere Romane würden wir lesen, wie viel mehr wahre Menschenkenntnis würden sie enthalten gegenüber dem, was unsere Schriftsteller uns zumeist bieten!

*

Es giebt einen berühmten Bildnismaler unserer Zeit, der in dem Rufe steht, ein tiefgründiger Menschenkenner zu sein. Könige, Päpste und Staatsmänner hat er gemalt. Aber indem er eine absichtliche Menschenkenntnis in seinen Studien den Köpfen seiner Bildnisse in Farben und Linien unterlegte, ist er zeitweilig zum unseligsten, hölzernsten Karikaturmaler herabgesunken.

*

Es ist klug, dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke zu bauen. Oft aber ist der Feind auf dieser Brücke zurückgekommen. Man thut daher gut, sie abzubrechen, wenn er drüben ist.

*

Das größte Geheimnis des wahren Menschenkenners ist zu wissen, daß man niemals einen Menschen für sich allein durchschauen kann, sondern nur die Art, wie er durch andere bestimmt wird.

*

Es sollte Jeder mit den Mitteln seines Charakters und seines Geistes so haushälterisch verfahren, daß er im Notfalle etwas vollständig Unerwartetes thun und hervorbringen könnte.

*

„Man muß mit den Wölfen heulen!" Wirklich? Man muß lernen, ihnen Maulkörbe anzulegen und sich die Bestien vom Leibe zu halten. Das dürfte eine gesündere Lebensweisheit sein.

*

Warum ist jede Lüge, jeder Betrug so abscheulich? Weil wir armen Menschenkinder so wie so schon alle in einer Scheinwelt leben und froh sein müssen, über diesen Schein zu einer Verständigung durch die Arbeit aller Menschengeschlechter gelangt zu sein. Darum ist jede einfache Lüge eine hundertfache in Wahrheit, daher auch der geheime, tiefgehende Gewissensbiß, den gerade die Lüge mit sich bringt.

*

Eine Nation, die einen Kaiser aus sich hervorbrachte, der mit achtundachtzig Jahren an seines Reichskanzlers siebzigstem Geburtstage seinen Purpur vergaß und an der Spitze seines Volkes zu Fuße dem Jubilar seine Liebe bewies, muß eine gute, eine freie, eine edle Nation sein. Ich schreibe diese Worte, während im Nebenzimmer Beethovens Heldensymphonie ertönt. Ja, es ist die Nation Beethovens, und ich bin stolz, ihr anzugehören. Möge Gott

sie segnen, und möge sie so wahrhaft menschlich bleiben immerdar, wie sie an jenem denkwürdigen Tage erschien.

*

Muß denn einmal „gearbeitet" und „gestrebt" sein, so möge das junge Strebervolk sich bewußt werden an seinem großen Meister, daß es für den Deutschen sich nie ziemt, mit den „kleinen Mitteln", sondern immer nur mit den „großen Mitteln" zu arbeiten. Das ist ein ästhetischer Idealismus, der zugleich als die höchste praktische Weisheit sich erweisen dürfte.

*

Wann wird der weise Mann die gröbliche Wahrheit auch grob sagen? Nur dann, wenn Gefahr ist, daß sein bescheidener Wahrheitsdrang für feige List gehalten werde. Dann ist eine kräftige Ohrfeige die beste Erhärtung für die Existenz der Wahrheit.

Wagneriana.

Von Erich Stahl.

III.

Von eigenem Interesse in den Werken großer, ehrlicher Originaldenker ist die Thatsache des steten Widerspruchs weniger gegen andere, als vielmehr gegen sich selbst. Was dem geistigen und sittlichen Pöbel als Ueberzeugungslosigkeit erscheinen muß, ist für den vornehmen, auf sich selbst gestellten Kopf nur eine Bethätigung souveräner Selbstvollendung, fortwachsender Entwickelung gegen Sturm und Wetter. Schopenhauer hatte den Mut, sich auf jeder Seite, in jedem Punkte zu widersprechen. Wie Bismarck eine Partei nach der andern an die Wand drückte, um seiner großen Politik den Weg frei zu machen, so hat Kant, um seine Philosophie in voller Freiheit sich ergehen zu lassen, der „reinen" Vernunft den Zaum der „praktischen" Vernunft über den Hals geworfen.

Bei Dichtern und Musikern erweist sich der Stimmungswechsel oft von Einfluß auf den Gang des Denkens. Wagner hat sein Alles an seine Zukunftsmusik gesetzt . . . gleich entschlüpft ihm das Wort:

„Religion und bald auch Kunst — nur Rudimente früherer Kultur, wie der Schwanzknochen am menschlichen Leibe."

Dann bäumt sich der Künstler gegen den Gelehrten auf: „Was hat die Wissenschaft nicht alles werden lassen — vor gar nicht langer Zeit — was heute über'm Haufen liegt! Dagegen nun die Werke der Kunst! Aendert, bildet eure Einsichten und Wissenschaften wie ihr wollt — da steht Shakespeare, da Goethes Faust, da die Beethoven'sche Symphonie und wirken immer fort!"

Jahrzehnte früher schrieb er:

„Die Wissenschaft hat nur so lange Macht und Interesse, als in ihr geirrt wird; sobald in ihr das Wahre gefunden ist, hört sie auf. Sie ist daher das Werkzeug, das nur so lange von Wichtigkeit ist, als der Stoff, auf dessen Gestaltung es nur ankommt, dem Werkzeuge noch widersteht. Ist der Kern des Stoffes enthüllt, so verliert für mich das Werkzeug allen Wert: so die Philosophie."

„Die Wahrheit der Wissenschaft beginnt da, wo letztere ihrem Wesen nach aufhört und nur als das Bewußtsein der natürlichen Notwendigkeit übrig bleibt. Die Darstellerin dieser Notwendigkeit ist aber — die Kunst."

Wie wenig hold der Bayreuther Meister gewissen Zweigen und gewissen Methoden (Vivisektion!) der Naturwissenschaft war, ist bekannt. Unter den nachgelassenen Notizen sind eine Menge witziger Ausfälle nach dieser Richtung. Z. B.

„Die Physik fördert Wahrheiten zu Tage, gegen die sich nichts sagen läßt, die uns aber auch nichts sagen."

Mit bitteren Bemerkungen verfolgt er auch das moderne Heerwesen:

„Vom Heldentum hat sich uns nichts als Blutvergießen und Schlächterei vererbt, — ohne allen Heroismus, — dagegen alles mit Disziplin! —"

Absolut unerschütterlich war der deutsche Grund seines Wesens und Empfindens. Darum seine unablässige Bemühung um reine nationale Stilbildung. Zu seinen goldenen Worten gehört folgende Aufzeichnung:

„Wenn es sich bestätigt, daß die Aufmerksamkeit und die Hoffnung fremder Nationen der Entfaltung der deutschen Kunst auf dem Gebiete der Dichtung und Musik zugewendet ist, so haben wir anzunehmen, daß ihnen es namentlich an der Originalität und ungestörten Eigentümlichkeit dieser Entfaltung liege, da ihnen sonst durch uns keine neue Anregung zukommen würde. Ich glaube, daß in diesem Sinne es unseren Nachbarn nicht weniger als uns darauf ankommen dürfe, einen wahrhaft deutschen Stil durch uns treulich ausgebildet zu sehen."

Zum Nachdenken reizen eine große Zahl kürzerer Aphorismen, so z. B.: „Jede bloße Kraft findet eine noch stärkere Kraft: sie selbst an sich kann es also nicht sein, worauf es ankommt."

Oder aus früherer Zeit, wo der Meister noch in seiner revolutionären Sünde Maienblüte stand: „Wer ist denn das Volk? Alle diejenigen, welche Not empfinden und ihre eigene Not als die gemeinsame Not erkennen oder sie in ihr inbegriffen fühlen."

Wir schließen diese wenigen Anführungen aus Wagners nachgelassenen Fragmenten mit einer längeren Bemerkung, die man des Meisters sozialpolitische Revolutionshypothese nennen könnte.

„Die Revolution ist die Bewegung der Masse nach Aneignung und Ausübung der Kraft, der sie bis jetzt an den Einzelnen leidend und bewundernd, dann neidisch und entrüstet zugesehen. Der Standpunkt, von dem aus sie reagiert, ist aber der des Leidens, der Entsagung, der Beschränkung, also der Standpunkt der Tugend, die sie über das Laster siegreich erheben will. In der Bewegung entwickelt sich aber notwendig die Handlung, das Leiden wird zur Leidenschaft, die Tugend zum Laster: das im Kampfe gesteigerte Verlangen kann nur durch gesteigerten Genuß befriedigt werden, und so entwickelt sich die Kraft und Fähigkeit der Masse, welche endlich notwendig auf dem Standpunkt ankommen muß, der dem Ausgangspunkt der Bewegung — der Entbehrung — entgegengesetzt ist, d. h. die Masse kommt zu derselben Kraft und Fähigkeit wie das Individuum (die Aristokratie) und erst auf diesem Standpunkte ist die Freiheit möglich, nämlich unter Gleich-Starken, wie die Liebe nur unter Gleich-Liebenswürdigen möglich ist"

Kritische Rundschau.

Ein naturalistisches Buch, das den tiefsten sittlichen Ernst und mit ihm zugleich die von allem Stoff unabhängige Erbschaft echt dichterischer Eigenschaften aufweist, ist **Karl Bleibtreu's** „Schlechte Gesellschaft". (Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig). Bleibtreu hat bei jungen Jahren schon eine erstaunlich zahlreiche und wunderbar vielseitige Produktion hinter sich. In seinen Schlachtbildern, die seinen Namen zuerst weiteren Kreisen bekannt machten, hat er militärische und historische Phantasie von großartiger Anschauungskraft bewiesen; seine vollquellende Lyrik atmet

aus einem überreich bewegten inneren Leben; seine Erzählungen spiegeln Charaktere, Empfindungen, Ideen unseres Zeitalters mit unerbittlicher Wahrheit wieder — in allen seinen Büchern ist Kraft, Eigenart und Fülle. Auch von der „Schlechten Gesellschaft", einer Samlung von drei „realistischen Novellen", einer geschichtlichen Skizze und einer litterarischen Erläuterung soll hier nicht ausführlich gesprochen werden. Der Inhalt der meisten Stücke ist „ultranaturalistisch"; es lohnte sich, an der einen dieser „Studien" nachzuweisen, wie unerquicklich und nach jeder Richtung unzulänglich solche naturalistischen Arbeiten selbst in solcher Feder werden, wenn sie eben über die „Studie" nicht hinausgedeihen, — und es widerstrebt mir, an einzelnen Teilen eines Buches zu nörgeln, dessen letzte hundert Seiten mich so stark, wie nichts zuvor, von der Wirkungsfähigkeit eines naturalistischen Stoffes in der Hand eines Dichters überzeugt haben. Bleibtreu stellt an die Spitze seiner Vorrede (einer geradezu monumental geschriebenen Vorrede) folgenden Satz: „Gerade durch den Gegensatz höchster Sentimentalität zu der völlig ungeschminkt dargestellten Rohheit des realen Lebens kann jener unheimliche Eindruck künstlerisch erzeugt werden, den das Wesen des Menschen bei jedem denkenden Beobachter wachruft." Wer so klar die künstlerische Möglichkeit des naturalistischen Stoffes erfassen und aussprechen kann, der vermag ihn auch zu meistern und wird sich auf die Dauer nicht in die Seichtigkeit eines bloßen Abschreibens der Naturwahrheit verlieren. Und thatsächlich hat Bleibtreu das so gesteckte Ziel in der vierten Novelle seiner Samlung schon gestreift, in der fünften voll erreicht. Denn erst in diesem Stück wird einer Heldin von klug-egoistischer Gewöhnlichkeit ein Held von feinster Empfindsamkeit, ein zweiter Werther, entgegengesetzt und dadurch nach meinem Empfinden die Handlung in ihren letzten wesentlichen Momenten bei allem Naturalismus im einzelnen so sehr in idealistische Entfernung gerückt, daß nun ein künstlerisches Bild ersteht, welches tragisch wirkt und uns trotz der niederziehenden Verzweiflung seines Inhalts dennoch über die Handlung und uns selbst erhebt. Das war aber der entscheidende Griff und mitten im Naturalismus die rechte und für ein Kunstwerk unentbehrliche Sittlichkeit! Jeder Leser (mag er in eigener Praxis auch ein Wüstling sein) ist dem Wirklichkeits-Bilde gegenüber doch ein Richter mit idealen Gesichtspunkten. Er würde es vielleicht naturalistisch wahrer finden, wenn der betrogene Liebhaber einer Schenkmamsell sich rasch durch die Eroberung einer andern entschädigte. Aber was der Dichter ihm durch ein bloß naturwahres Bild nie geboten hätte: eine echte künstlerische Wirkung, das bietet er ihm durch die ideale Wahrheit!

Und das bleibt also auch für eine naturalistisch oder realistisch der Zeit sich anähnelnde Kunst der letzte und einzig dauernde Gesichtspunkt.

Friedrich Lange.

Von Lenz zu Herbst. Dichtungen von **Günther Walling.** Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Mit wohlthuender Einfachheit schildert Walling in seinen „Liedern" allgemein menschliche Gefühle, wenn auch jene die wenigst ansprechenden sind. Ernster erscheinen die beiden „Lebensbilder", tief ergreifend die an die einzelnen Verse des „Haideröschens" anknüpfende Darstellung einer schnell vorüberrauschenden Künstlerliebe. Des Weitern mache ich aufmerksam auf die Stücke „aus der Maurenzeit" und „die letzten Mauren", denn sie sind wohl das eigentümlichste der Samlung, wie ja dieser Dichter seine poetische Heimat in Andalusien gefunden zu haben scheint und mit den vertriebenen Muselmannen noch immer vergebens um das verlorne Märchenschloß Alhambra klagt; ferner die, „halb Geschichte, halb Phantasiebild", nachgemalten Schilderungen, in denen ebenfalls spanische Skizzen die schönsten sind, und auf die mannigfachen Erinnerungen aus Italien, und auf die unter den gemeinsamen Titel „Kunst" gestellten Sonetten, welche gedrängte Charakteristiken vieler deutscher Dichter enthalten. In einem derselben, dem über Freiligrath, spricht Walling sein Glaubensbekenntnis aus:

„Das Herz des Dichters muß für Freiheit schlagen,
Lenkt doch Apoll den goldnen Sonnenwagen;
Der Gott der Musen ist der Gott des Lichtes".

In andern malt er in wenigen Versen die Eigenart Uhlands, Rückerts, welchen er wohl unterschätzte, ebenso wie die spanische Dichterin deutschen Ursprungs, bekannt unter dem Pseudonym Fernan Caballero, Heine's, Platen's, Lenau's, Grün's, denen dann als eine Art von Lückenbüßer mancherlei, bisweilen treffende Distichen folgen. Näher treten uns die „Vermischten Gedichte"; sie gehören schon dem Spätsommer an und unter ihnen glänzt die energische Verteidigung der jüdischen Mitbürger unbedingt in erster Linie, denn sie entspringt eben wahrem, heute selten gewordenen Humanitätsgefühl. Weniger gefallen mir die auch hier wieder auftretenden spanischen Gedichte, wenn auch einige kleine hervorragend sind. Zum Schluß erscheinen die „Herbstelegien". Hätte Walling nichts geschrieben als die preisgekrönte „Dämmerstunde" mit ihrer Wiederholung des traurigen „Es war einmal", Niemand dürfte ihm den Namen eines echten Dichters streitig machen.

Carlos v. Gagern.

Oskar Linke. „Aus dem Paradiese". Berliner Idyllen. (Minden. J. C. C. Bruns 1885.)

Bilder aus dem Stillleben der Familie, nur ohne jedes spezifisch Berlinische. Der Nebentitel hätte also getrost fehlen dürfen. Das kleine Büchlein enthält manches reizende und anmutige Gedicht; ein feinfühliger Poet, ein sinnender und beobachtender Künstler hat diese Genrebilder mit zartem und gewandtem Griffel vor uns hingezaubert, so daß wir alle die vertrauten Gestalten aus der kleinen wie aus der großen Welt leibhaftig vor unsern Blicken emporsteigen sehen. Und oft gewähren diese Lebensausschnitte „aus dem Engern" einen überraschenden Ausblick in „das Weite", die Welt des Ganzen wirft ihre Strahlen in die Welt des Einzelnen und an sich Geringfügigen, ja das kleine realistische Bild wird zuweilen sogar zum Symbol ewiger Gesetze. Ich mache

nur aumerksam auf das wundervolle Gedicht „Lendemain" (S. 31), in dessen Schlußstrophe der Dichter gewiß etwas ganz Besonderes hineingelegt haben will ... Man findet's auch schließlich.

Karl Henckell.

Römische Xenien. Herausgegeben von **Xanthippus.** (Leipzig, Verlag von Otto Heinrichs 1885.)

Ein Buch, an dem man nichts als Freude hat. Wie höchst geschmackvoll, edel, einfach die Ausstattung! Wie fesselnd, sinnig und fröhlich der Inhalt! Ein liebenswürdiges, ein gewinnendes Buch. Das heißt mit Einschränkung! Liebenswürdig nur für den, der unsrer Kultur mit all ihren Fehlern, Schwächen und Narreteien ohne die trübe Brille blinder Vorurteile offen und ehrlich ins Antlitz zu blicken gewohnt ist, gewinnend nur für den, welcher, mit reichem Herzen und warmem Sinn gesegnet, für frischen Humor und ernste, wie fröhliche Satire die rechte Empfänglichkeit besitzt. Die losen Epigramme kehren ihre Spitze nicht nur gegen alles Mögliche, sondern sie werfen auch die verschiedensten Lichter auf den nämlichen Gegenstand. Das kommt daher daß das Büchlein eine Reihe von Freunden zu Verfassern hat, die sich alle in dem Namen Xanthippus vereinigen. Es kitzelt mich, einige der besten und gelungensten Sprüche — warum freilich ewig dies antik-ungeschmeidige Distichon? — herauszufischen, aber ich würde nicht aufhören, wenn ich erst einmal anfinge, und die Wahl ist auch allzuschwer. Item — sei Jeder sein eigener Perlenfischer, gehe hin und kaufe das Büchlein.

Karl Henckell.

Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag von **Karl Knortz.** Mit dem Anhang: Goethe in Amerika. Zürich, Verlags-Magazin.

Der Verfasser, welcher den Vortrag über Goethe und die Wertherzeit zu Morrisania, einer Vorstadt New-Yorks, hielt, sagt in einer Vorbemerkung mit Recht, daß er dem Goethe-Kenner nichts Neues biete. Trotzdem war die Veröffentlichung des Vortrages berechtigt, weil derselbe mit vieler Einsicht und Liebe eine interessante Epoche aus Goethe's Leben behandelt und dem großen Publikum verständlich macht, und der Anhang „Goethe in Amerika" muß jedes deutsche Herz mit Freude erfüllen, weil er zeigt, daß in der neuen Welt der Enthusiasmus für unsern großen Heiden Wolfgang und das Studium der deutschen Litteratur überhaupt im Wachsen begriffen ist. Der Verfasser, ein hervorragender Vertreter des Deutschtums in der Union, verdient unsere vollste Anerkennung.

H. Koller.

Münchener Theater-Chronik.

Die königliche Hofbühne brachte in jüngster Zeit auf dem Gebiete der Oper und des Schauspiels verschiedene Novitäten, die der Kritik zum Teil auch Anregungen zu allerlei Betrachtungen über das geehrte Publikum boten. Wir wissen nun zwar mit dem Altmeister Goethe, daß das Publikum wie ein Frauenzimmerchen geschmeichelt sein will, aber dieser Gewohnheit vermögen wir uns nicht allerwegs hinzugeben. Wem ist es nicht bekannt, daß das vielköpfige, daher leichtbewegliche, oft von den nichtigsten äußeren Dingen abhängende Publikum nicht selten die Mittelmäßigkeit durch lauten Beifall ehrt und feiert, während es manchmal einer edleren Kunsterscheinung gegenüber unter dem Bann absonderlicher Vorurteile steht! Ein geborener Aristokrat, der zugleich ein geborener Künstler ist, der's eigentlich aber so wenig „nötig" hätte, Kunstwerke zu schaffen, wie der selige Meyerbeer — hat vorzugsweise mit solchen Vorurteilen zu kämpfen; ist er dazu noch Intendant einer großen Bühne, so wird es ihm doppelt schwer gemacht, den vollen Glauben an seine Künstlerschaft zu erwecken. Von diesem Gesichtspunkt aus bedeutete es immer viel, daß Karl von Perfalls neu einstudierte Oper „Melusine" (früher Raimondin) an dem ersten Abend ihrer Wiederaufnahme in neuer Gestalt ein ziemlich vorurteilsfreies Publikum fand, das seinen Beifall nach den Aktschlüssen wiederholt äußerte. Freilich stand der Erfolg der Perfall'schen Oper hinter ihrem inneren Werte weit zurück. Für den feinsinnigen Komponisten ist eben die Kunst keine Dienerin der Menge; er „trompetet" nicht und wendet sich an ein Publikum, das noch sanfteren Tönen zugeneigt ist. Die früheren fünf Akte der Oper sind entschieden mit vielem Geschick in drei Akte und ein Vorspiel zusammengezogen worden. Die dramatische Entwickelung, die bei Märchenstoffen immer etwas Mattes, Zögerndes behält, konnte dabei nur gewinnen. Die eigentümlich poetische Musik hat etwas von dem Zauber mondbeglänzter Nächte im Walde und wie bei allem Schönen und Edlen offenbart und steigert sich ihr intimer Reiz bei wiederholtem Anhören. Baron Perfall exzelliert besonders, wie der andere hochbegabte Wagnerianer Viktor Gluth in seinem „Trentajäger", in der Stimmungsmalerei, in der Schilderung holden Traumlebens; hier finden beide wahrhaft neue Töne und Accente. Für den großen Haufen Kaviar, werden die Märchenopern „Melusine" und „Trentajäger" stets den Beifall der wahrhaft musikalischen Feinschmecker finden, und ein Repertoir, das nicht bloß auf die gröberen Bedürf-

nisse der Menge zugeschnitten ist, wird beide Novitäten nicht ignorieren dürfen. — Eine litterarisch und dramatisch interessante Novität war der schon mehrfach in diesen Blättern anerkennend erwähnte „Alexis" von Immermann-Buchholz. Es ist eine Thatsache, daß die elfaktige Trilogie von Immermann nach fünfzigjährigem Todesschlaf in der Gestalt eines fünfaktigen Dramas zu wirklichem Leben erweckt und auferstanden ist. Diese Thatsache sagt mehr als alle Kritik, da sich durch die Aufführung des neu gebornen Alexis der Beweis ergeben, daß Buchholz es verstanden hat, aus dem zwar geistreichen, aber zerfahrenen und monströsen Werk von Immermann ein normales und höchst interessantes Bühnenstück zu machen. Nur einer Figur wäre etwas mehr Fülle in der Dichtung und mehr Dämonie in der Darstellung zu wünschen: dem Bösewicht Menzikoff. Wie er sich jetzt giebt, zumal in der Rhode'schen Auffassung, ist er doch ein gar zu harmloser Kulissenteufel, um seine bedeutende Triebkraft, die ihm in diesem Drama zukommt, glaubhaft erscheinen zu lassen. Bezüglich der Aufführung hätten wir gewünscht, daß die zweite Vorstellung die erste gewesen wäre, da die Wiederholung des „Alexis" in jeder Beziehung abgerundeter und szenisch noch belebter erschien. Der neue Regisseur Herr Savits hat sich durch die phantasievolle und dramatisch bewegte Inszenierung ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Die Träger der Hauptrollen, die HH. Drach (Alexis), Schneider (Peter), Häusser (Globof) und die Damen Herzfeld-Link (Eudoxia), Dandler (Euphrosine) und Bland (Katharina) ernteten wiederholten Beifall. Zu bedauern war nur, daß Herr Richter durch Krankheit verhindert war, den Oberst Schepelew zu spielen, denn sein Stellvertreter Herr Pfadisch machte doch eine gar zu hölzerne Figur und deklamierte wie ein fatter, pietistischer Sonntagnachmittags-Prediger. — Am 14. Oktober ging zum ersten Male das Schauspiel „Irrlicht" von Felix Philippi im Residenztheater in Szene. Wir weisen hier auf unsere Bemerkung über die Urteilskraft des Publikums und seiner kritischen Hofnarren im Eingang dieser Zeilen zurück. Genug: es giebt rauschende Erfolge, die flüchtig und nichtig wie Rauschgold sind. Herr Philippi wird selbstverständlich die Richtigkeit dieser Bemerkung gelten lassen, nur nicht inbezug auf den Erfolg seines eigenen neuen Schauspiels. Die befreundete Kritik der Herren Bernstein, Fulda u. a. hat ihm ja das Rauchfaß des Lobs förmlich um den Kopf geschlagen, daß der Aermste noch ganz betäubt sein muß. Das Stück ist auf Sand gebaut, d. i. auf psychologisch und sozial lächerlich unhaltbarem Grunde. Ein Pariser Jungfernkind, Melitta Joubert, wird bis zu seinem siebzehnten Jahre von einem biedern Deutschen, einem hochberühmten Arzt, Professor, Geheimrat u. s. w., dem Bruder des verstorbenen „natürlichen" Vaters, ernährt, erzogen, bewacht, unterstützt. Die unter so sorgfältiger Pflege zur Erzieherin herangereifte Pariser Jungfrau erlebt mit dem Sohne ihres Prinzipals mit siebzehn Jahren ihren ersten „kleinen Roman". Art läßt eben nicht von Art. Das geht dem ebenso gewissenhaften, wie anonymen Deutschen auf die Nerven. Die Geldsendungen aus Deutschland bleiben aus, es folgt ein kurzer Abfertigungsbrief. Die gute Melitta hat nach diesem unangenehmen Zwischenfall einige Zeit Pech, dann erheiratet sie sich ein großes Vermögen, einen vornehmen Namen — und ist mit 28 Jahren eine wegen ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer sozialen Position in Paris vielbegehrte, vielgefeierte selige Witwe! Was will sie noch mehr? Unglaublich: Rache will sie jetzt, Rache an dem biedern, anonymen Deutschen, der ihr auf die Beine geholfen, der ihr bis zu ihrem siebzehnten Jahr nichts als Gutes erwiesen hat! Diese abgeschmackte Rachekomödie bildet den Inhalt des Stücks, dessen Figuren samt und sonders verzeichnete Puppen sind. Szenisch spielt sich diese Dummheit in vier Akten mit einigen Iffland-Birchpfeiffer'schen Rühreiern leidlich ab. Die Unglücklichen — wir meinen natürlich die Mitwirkenden — bestanden in den Hauptrollen aus den Damen Heese (Sabine), Herzfeld-Link (Melitta) und den HH. Possart (Geheimrat Haff), Keppler (Werther) und Rohde (der Gatte Sabinens). Besonders zur Darstellung der letztgenannten Rolle gehört eine erstaunliche Portion Selbstüberwindung; Herr Rhode zeigte, daß er mit vergnügtem Gesicht in den sauersten Apfel beißt. — Das musikalische Ereignis der jüngsten Wochen bildete die Aufführung der beiden neuen Opern „Der faule Hans" von A. Ritter und „Der Barbier von Bagdad" von Peter Kornelius. Es herrschte in allen Räumen des Hauses ein stürmischer Beifallsjubel, und sagen wir es nur gleich rundheraus: „Der Barbier von Bagdad" verdiente denselben unbedingt in einem weit höheren Grade als sein Vorläufer „Der faule Hans". (Schluß folgt.)

Fritz Lemmermann

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, K. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämtliche in München.